

Michaela MUYLKENS, Reges geminati – Die „Gegenkönige“ in der Zeit Heinrichs IV. (Historische Studien, 501), Husum (Matthiesen Verlag) 2012, 506 S., ISBN: 978-3-7868-1501-3, 69 €.

Der erste Teil der Bonner Dissertation kann als detailreiche, ereignisgeschichtliche Darstellung des Investiturstreits gelesen werden, in der die reichsinternen Auseinandersetzungen im Vordergrund stehen und die Rolle des Papstes und kirchenpolitische Aspekte überhaupt zurücktreten. Auf den über 300 Seiten wird die Bedeutung der „Gegenkönige“ Rudolf von Rheinfelden, Hermann von Salm und – knapper, da schon häufiger dargestellt – der Königssöhne Konrad und Heinrich (V.) sowie ihrer Anhängerschaft untersucht. Vor allem für die beiden Erstgenannten analysiert die Autorin jeweils Quellenbestand, Herkunft und Netzwerk, Herrschaftsraum, Motive der Wahl, Anhängerschaft, Rolle des Papstes, Regierungspraxis.

Der zweite Teil von nur knapp 50 Seiten systematisiert die Frage der „Gegenkönige“ als „Phänomen der mittelalterlichen Reichsgeschichte“ und zeigt auf, a) dass es Ansätze dazu seit der Verfestigung des Prinzips der Individualsukzession unter Otto I. gab, b) dass die im Vergleich zu anderen Territorien höhere Häufigkeit durch die Aufrechterhaltung eines Mitspracherechts der Großen in der Reichspolitik, insbesondere bei der Königswahl, bedingt war, und c) dass der Begriff „Gegenkönig“ sich in den Quellen nicht findet, sondern von den Historikern konstruiert wurde, weswegen sie schon im Buchtitel den Begriff „*reges geminati*“ – gedoppelte Könige – vorschlägt, der auf einem Zitat aus den *Annales Augustani* für das Jahr 1079 beruht. Überblicksartig verfolgt die Autorin das Phänomen bis zur Dreifachwahl von 1410 und der Durchsetzung Sigismunds. Zu bedauern ist, dass M. Muylkens die Wahl Karls IV. nicht stärker thematisiert, scheint sie doch zum einzigen Beispiel zu führen, bei dem ein Gegenkönig sich durchsetzt und insofern auch der Begriff des Gegenkönigs kaum gebraucht wird, weil er sich eben durchgesetzt hat, während der Gegenkönig-Begriff ja eher der Sprache des Siegers angehört. Insofern ist der von M. Muylkens vorgeschlagene Begriff ‚gedoppelte Könige‘ sicher zutreffend: Bei Karl IV. und Ludwig dem Bayern wird man wohl eher noch

von „rivalisierenden Königen“ sprechen. Auffallend ist in diesem Überblick auch die starke Beteiligung von Großen aus dem luxemburgisch-lotharingischen Raum (Muylkens schreibt leider systematisch ‚Lothringen‘ statt Lotharingien) an der Wahl von Gegenkönige. So waren der lothringische Pfalzgraf Heinrich und der aus dem Luxemburger Grafenhaus stammende Heinrich VII. von Bayern sowie der von der Luxemburger Grafentochter Imiza abstammende Welf III. an zwei Königswahlplänen zur Zeit Heinrichs III. beteiligt.

Das wird besonders deutlich am Beispiel des Gegenkönigtums Hermanns von Salm, mit dem sich bislang keine Monographie beschäftigt hatte. Dadurch gewinnt die Arbeit, die ihm trotz dünner Quellenlage 70 Seiten widmet, auch aus regionaler Sicht ein hohes Interesse, stammte Hermann doch aus der Luxemburger Grafenfamilie: Er war ein Sohn Graf Giselberts und Bruder Konrads, der als erster den Titel eines Grafen von Luxemburg führte; Hermann hatte die Grafschaft Salm in den Ardennen inne. Muylkens schlussfolgert aus dem „beredten Schweigen“ der Quellen zu Hermanns politischer Aktivität vor der 1081 in Ochsenfurt (bei Würzburg) erfolgten Königserhebung „eher auf eine wenig machtvolle Position des Luxemburgers im Reichsgefüge denn auf auf seinen vermeintlich hohen Rang“. Obschon auch sie die Luxemburger als „überregional einflussreiche Familie“ einstuft, vermag sie letzten Endes auch nicht zu erklären, warum vor allem Sachsen und Schwaben Hermann zum Nachfolger Rudolfs von Rheinfelden als Gegenkönig zu Heinrich IV. gewählt haben. Muylkens vertritt durchaus glaubhaft die Auffassung, dass Hermanns Gegenkönigtum zu Beginn, insbesondere dank der Unterstützung Herzog Welfs IV. von Bayern, ernsthafte Erfolgsaussichten hatte. Er konnte in der Tat militärische Siege davon tragen und trat bis zur Rückkehr Heinrichs IV. aus Italien in weiten Teilen des Reiches (Sachsen, Westfalen, Schwaben) als tatkräftiger Herrscher auf. Sein eigener Bruder Konrad stand allerdings nicht auf seiner, sondern auf der Seite Heinrichs IV. Wegen des Abfalls des Sachsen starb Hermann letzten Endes doch „als auf der ganzen Linie gescheiterter Mann, dessen Leben ein herabfallender Stein ein tragisches Ende setzte“, auch wenn sein Scheitern „keineswegs derart vorprogrammiert (war), wie die Forschung es oftmals gesehen hat“.

Michel Pauly

David KIRT, Peter von Aspelt (1240/45-1320). Ein spätmittelalterlicher Kirchenfürst zwischen Luxemburg, Böhmen und dem Reich (Collection „Les Amis de l’Histoire“, vol. 24), Luxemburg 2013, 376 S.; ISBN 978-2-919884-24-7; 48 €.

Nach den zahlreichen Publikationen zur Dynastie der Luxemburger, die sich in den letzten Jahren anlässlich der 700jährigen Jubiläen mit Erzbischof Balduin von

Trier (Bischofswahl 1307)¹, Heinrich VII. (Königswahl 1308 und Romzug 1312)² oder Johann dem Blinden (böhmische Hochzeit 1310)³ befassten, widmet sich David Kirt in seiner Dissertation einer Person, die maßgeblichen Anteil am Aufstieg des Luxemburger Grafenhauses zu Beginn des 14. Jahrhunderts hatte: Peter von Aspelt, Leibarzt König Rudolfs von Habsburg, Bischof von Basel, Kanzler von Böhmen und Erzbischof von Mainz.

Nach einem kurzen Lebenslauf Peters von Aspelt auf deutsch und französisch (S. 11f.) umreißt der Autor im ersten Teil seiner Darstellung (S. 21-44) zunächst ausführlich und fundiert die Gattungsgeschichte der historischen Biographik, um dann seinen eigenen methodischen Ansatz darzulegen. In Anlehnung an die epochemachende Biographie König Ludwigs des Heiligen von Jacques Le Goff aus dem Jahr 1995⁴ unternimmt er es, „das an sich chronologisch verlaufende Leben [Peters von Aspelt] in unterschiedliche Themenbereiche aufzuteilen und jeweils eigene Problemfelder zu erschließen“ (S. 33f.), einschließlich der Memoria und der Rezeption nach dem Tod des Protagonisten. Dass im Vergleich zu Ludwig IX. die Quellenlage zum Leben Peters von Aspelt wesentlich eingeschränkter ist, benennt der Autor gleich zu Beginn als Problem. Ein Problem, das die gesamte Arbeit begleiten wird.

Die Darstellung der Lebensgeschichte Peters von Aspelt im Hauptteil des Buches (S. 45-262) gliedert sich in zwei große Abschnitte: von der Geburt um 1240/45 bis zur Bestellung zum Bischof von Basel 1297 (S. 47-120) und von dort bis zum Tod im Jahr 1320 (S. 121-262). Der erste Abschnitt mit der Überschrift „Magister, Leibarzt und Berater“ beginnt mit der Herkunft und dem Werdegang der Familie von Aspelt (S. 47-71). Der Ort Aspelt, im Süden des heutigen Großherzogtums Luxemburg gelegen, aus dem die Familie Peters stammte und nachdem sie sich benannte, lag auf altem römischem Kulturland in der Grenzregion der Germania zur Romania. In der Mitte des 13. Jahrhunderts war die Region bestimmt vom Spannungsfeld zwischen dem Erzbischof und der Stadtgemeinde von Trier, der Abtei St. Maximin und der Grafschaft Luxemburg. Der Aufstieg der ursprünglich unfreien Familie von Aspelt begann als Ministerialen im Dienst der Trierer Reichsabtei St. Maximin und führte zur Übersiedlung in die Kathedralstadt Trier. Peter von Aspelt schlug eine universitäre Laufbahn ein, der das folgende Teilkapitel „Aufstieg

¹ Reiner NOLDEN (Hg.), Balduin von Luxemburg. Erzbischof und Kurfürst des Reiches. Vorträge eines Kolloquiums in Trier im Juni 2008, Trier 2010; Balduin aus dem Hause Luxemburg, Erzbischof und Kurfürst von Trier 1285-1354, hrg. v. den Bistümern Luxemburg und Trier, Redaktion: Valentin WAGNER und Bernhard SCHMITT, Luxemburg 2009.

² Ellen WIDDER/Wolfgang KRAUTH (Hg.), Vom luxemburgischen Grafen zum europäischen Herrscher. Neue Forschungen zu Heinrich VII. (Publications du CLUDEM, t. 23) Luxemburg 2008; Michel MARGUE / Michel PAULY / Wolfgang SCHMID (Hg.), Der Weg zur Kaiserkrone. Der Romzug Heinrichs VII. in der Darstellung Erzbischof Balduins von Trier (Publications du CLUDEM, t. 24), Trier 2009; Michel Pauly (Hg.), Europäische Governance im Spätmittelalter. Heinrich VII. von Luxemburg und die großen Dynastien Europas. Gouvernance européenne au bas moyen âge. Henri VII de Luxembourg et l'Europe des grandes dynasties. Tagungsband der 15. Journées lotharingiennes, 14.-17. Oktober 2008 (Publications du CLUDEM, t. 27), Luxemburg 2010.

³ Michel PAULY (Hg.), Die Erbtöchter, der fremde Fürst und das Land. Die Ehe Johanns des Blinden und Elisabeths von Böhmen in vergleichender europäischer Perspektive. L'héritière, le prince étranger et le pays. Le mariage de Jean l'Aveugle et d'Elisabeth de Bohême dans une perspective comparative européenne (Publications du CLUDEM, t. 38), Luxemburg 2013.

⁴ Jacques LE GOFF, Saint Louis, Paris 1995.

durch Bildung – Peter von Aspelt und die Universitäten“ (S. 73-108) gewidmet ist. In den Quellen sind lediglich zwei Studienorte, Paris und Padua, belegt sowie die Studienfächer Philosophie, Jurisprudenz und Medizin (S. 75f.). Über den genauen Zeitpunkt der Studien, die dabei entstandenen Kontakte und intellektuellen Prägungen Peters liegen keine gesicherten Erkenntnisse vor. Dennoch versucht der Autor, den Akademiker Peter von Aspelt in die europäische Universitätsgeschichte des ausgehenden 13. Jahrhunderts einzuordnen. Dazu legt er ausführlich und informativ die Geistes- und Sozialgeschichte der Universitäten in Frankreich und Italien dar und versucht an einigen Anknüpfungspunkten, den Protagonisten darin zu verorten. Dabei gehen die Mutmaßungen des Autors so weit, dass er über Studienaufenthalte in Montpellier (S. 88-90) und Bologna (S. 95-98) spekuliert, zugegebenermaßen ohne belastbare Quellenbelege. Auch das Unterkapitel „War Peter von Aspelt Averroist?“ (S. 103-107) fußt lediglich auf der Annahme, dass Peter, der im Jahr 1278 urkundlich wieder in Trier belegt ist, ein Jahr zuvor in Paris zu denjenigen Universitätsangehörigen gezählt haben könnte, die als Anhänger der Lehren des arabischen Philosophen Averroes vom Pariser Bischof verurteilt worden waren. Auch der weitere Lebensweg Peters von Aspelt von 1278 bis 1295 (S. 109-120) ist nur in wenigen Quellen fassbar. 1286 erscheint er als Leibarzt im Dienste König Rudolfs von Habsburg. Für die Jahre unmittelbar davor vermutet Kirt eine Tätigkeit Peters am Hof der Grafen von Luxemburg (S. 110-113). Auch die Hintergründe seines Wechsels an den Hof der Přemysliden nach Böhmen bleiben im Dunkeln. In Prag ist er 1295 erstmals als Leibarzt und Hofkaplan König Wenzels II. belegt (S. 116-119).

Der zweite große Abschnitt der Biographie umfasst die Jahre von 1297 bis 1320 und behandelt die Zeit Peters von Aspelt als „Bischof, Kanzler und Kurfürst“ (S. 121-262). David Kirt zeichnet zu Beginn des zweiten Abschnitts ein gelungenes Porträt der Epoche um 1300 in West- und Mitteleuropa (S. 121-130). Für die Zeit Peters als Bischof von Basel und Kanzler von Böhmen von 1297 bis 1306 legt er erstmals ein lückenloses Itinerar vor, das Peters Reisetätigkeit zwischen dem westlichen und östlichen Rand des Reiches aufzeigt und ihn schon für diese Zeit als Bindeglied und Vermittler beider Reichsteile erscheinen lässt (S. 131-139). Als Erfolge von Peters Kanzlerschaft in Böhmen benennt der Autor die Reform der königlichen Kanzlei und den Erwerb der polnischen Krone durch Wenzel II. Ein geplantes böhmisch-französisches Bündnis zu Lasten König Albrechts von Habsburg kam jedoch nicht zustande. Für die Expansion nach Polen wie für die Bündnisverhandlungen nimmt der Verfasser eine maßgebliche Beteiligung Peters von Aspelt an (S. 161-170). Als weitere einschneidende Ereignisse dieser Zeit nennt er die endgültige Befreiung der Familie von Aspelt von rechtlicher Unfreiheit durch Graf Heinrich VII. von Luxemburg im Jahr 1298 sowie die Entführung Peters durch habsburgische Parteigänger im Jahr 1304 oder 1305. Diese habe zum endgültigen Bruch des Aspelters mit den Habsburgern geführt.

Der Zeit Peters als Mainzer Kurfürst und Erzbischof von 1306 bis 1320 widmet sich das längste Teilkapitel der Biographie (S. 177-262). Bereits seine Bischofswahl stellt Kirt überzeugend in den gesamteuropäischen Zusammenhang und sieht sie als Kompromiss zwischen den Interessen Papst Clemens V., des französischen Königs Philipp IV., Graf Heinrichs VII. von Luxemburg und der übrigen

Reichsfürsten, welche die frei werdenden Erzbischofssitze von Mainz, Köln und Trier schon im Hinblick auf die nächste Königswahl strategisch besetzen wollten (S. 181-186). Bei der Wahl im Jahr 1308 unterstützte der neue Mainzer Erzbischof bekanntlich den Luxemburger Grafen und späteren Kaiser Heinrich VII. Der Autor versucht, die Motive Peters zu ergründen (S. 187-210) und stellt dabei die lange verbreitete Lesart in Frage, wonach der Aspelter in erster Linie als Verbündeter der Luxemburger seinem Grafen zum Thron verholten habe. Ein Beweggrund war, so Kirt, auch die Abwehr der Thronkandidatur Karls von Valois, des Bruders des französischen Königs. Graf Heinrich VII. erschien als französischer Lehensmann der geeignete Kandidat, dessen Wahl Philipp IV. von Frankreich nicht desavouierte, die aber auch eine französische Übermacht in Europa verhinderte. Leider erwähnt der Verfasser die Wahlkapitulationen Heinrichs VII. für Peter von Aspelt nur kurz. Deren nähere Analyse wäre für die von dem Kurfürsten verfolgten Mainzer Eigeninteressen aussagekräftig gewesen. Das nächste Betätigungsfeld Peters von europaweiter Bedeutung war die Gewinnung des Königreichs Böhmen für Johann von Luxemburg, den Sohn König Heinrichs VII. (S. 211-224). Peter fädelt 1310 die Eheschließung Johanns mit Elisabeth von Böhmen ein und begleitete das Paar zur Inbesitznahme des Königreichs nach Prag. Die Krönung Johanns zum König von Böhmen am 4. Februar 1311 sieht Kirt als den machtpolitischen Höhepunkt im Leben Peters von Aspelt.

Nach dem Tod Kaiser Heinrichs VII. fiel Peter erneut die Schlüsselrolle bei der Königswahl zu (S. 237-245). Der Autor stellt die Doppelwahl Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen von 1314 als Duell der rivalisierenden Erzbischöfe und „Königsmacher“ Peter von Mainz und Heinrich von Köln dar, die jeweils die luxemburgische, später wittelsbachische bzw. die habsburgische Partei anführten. Leider verzichtet er auch hier auf eine Analyse der Wahlkapitulationen Ludwigs des Bayern für den Mainzer Erzbischof, der mit den wittelsbachischen Pfalzgrafen am Mittelrhein in harter territorialer Konkurrenz stand. 1314 deutete sich jedoch schon an, dass der Trierer Erzbischof Balduin von Luxemburg eine immer größere Rolle in der Reichspolitik spielen sollte. Lediglich der Tod des mittlerweile fast achtzigjährigen Peter von Aspelt im Jahr 1320 habe einen Ausbruch der Konflikte zwischen dem Mainzer und dem Trierer Kurfürsten verhindert.

Ganz in der Tradition der Universität Luxemburg beleuchtet Kirt im dritten und letzten Abschnitt seiner Dissertation die Memoria und die Rezeption Peters in Quellen und Historiographie (S. 263-300). Als erstes untersucht er die Darstellung in der zeitgenössischen Königsaller Chronik Peters von Zittau, die Peter von Aspelt in einem positiven Licht erscheinen lässt. Als herausragendes Selbstzeugnis wird dann der Grabstein des Erzbischofs im Mainzer Dom analysiert, der ihn als „Königsmacher“ Heinrichs VII., Johanns von Böhmen und Ludwigs des Bayern zeigt. Als weitere Quelle folgt die Bilderhandschrift des Codex Balduini, die von dem Trierer Erzbischof Balduin über ein Jahrzehnt nach Peters Tod in Auftrag gegeben wurde. Auch hier wird Peter von Aspelt neben Balduin selbst als bedeutender Reichsfürst präsentiert. Kirts Analyse der Historiographie zeigt, wie Peter vor dem jeweiligen zeithistorischen Hintergrund gedeutet wurde. So erscheint er z. B. Mitte des 19. Jahrhunderts als Stütze der luxemburgischen Dynastie und Mitbegründer der Nation. Während Bismarcks Kulturkampf wird er als selbstbewusster

deutscher Bischof beschrieben, der dem Papst getrotzt habe. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schließlich stilisierte ihn die Historiographie zum Vorreiter eines vereinten Europa (S. 274-294).

Unter der Rubrik „Appendices“ (S. 301-376) finden sich neben dem Quellen- und Literaturverzeichnis und einem Orts- und Personenregister die Editionen von Peter von Aspelts Testament, seiner Grabinschrift und des 1953 aufgeführten Theaterstücks „Festspill Pe‘ter vun Uespelt“ von Joseph Hurt. Der Herausgeber der Collection „Les Amis de l’Histoire“, Jean-Claude Muller, ediert dort ebenfalls eine Urkunde von 1292, in der ein Paulinus von Aspelt genannt wird (S. 359-362). Diese Quelle wird im Text jedoch nirgendwo behandelt. Auch von den insgesamt 129 Abbildungen wird höchstens die Hälfte in die Darstellung einbezogen oder interpretiert. Unverständlich bleibt auch die Bemerkung Jean-Claude Mullers in seinem Geleitwort, wonach die Universität Luxemburg ihre Promovierten „im Regen stehen“ lasse und keine Publikationsstruktur für Dissertationen geschaffen habe (S. 6). Tatsächlich stehen sowohl die Reihe „Etudes luxembourgeoises“ als auch die „Publications du CLUDEM“ historischen Dissertationen offen.

David Kirts Biographie zu Peter von Aspelt hat ihre Stärken in der Einordnung der Lebensgeschichte in den jeweiligen Kontext, sei es die Herkunft aus dem Aspelter Ministerialengeschlecht, der universitäre Hintergrund oder die europäische Dimension von Peters Wirken zwischen Luxemburg, Böhmen, dem Reich und Frankreich. Auch die Analyse von Memoria und Rezeption bringt viele neue Erkenntnisse. Allerdings beinhaltet die Darstellung an vielen Stellen Spekulationen, die nicht von Quellenbefunden gestützt werden. Außerdem wäre gerade vor dem vom Verfasser so ausführlich behandelten gelehrten Hintergrund Peters eine Untersuchung der Synodalstatuten von Basel (1297 und 1299) und Mainz (1310) interessant gewesen, worauf der Autor aber leider ausdrücklich verzichtet (S. 74, Anm. 191). Ebenso wenig geht er näher auf die Mainzer Territorialpolitik Peters von Aspelt ein, die für die beiden Königswahlen nicht unerheblich war. Eine thematische Schwerpunktsetzung für eine Biographie, wie sie Kirt vornimmt, ist sicher legitim und notwendig. Doch die Lebensbeschreibung eines spätmittelalterlichen Erzbischofs und Kurfürsten, die dessen Kirchen- und Territorialherrschaft ausblendet, bleibt zumindest unvollständig.

Bernhard Kreutz (Trier)

Rudolf HOLBACH/ Michel PAULY (Hgg.), Städtische Wirtschaft im Mittelalter. Festschrift für Franz Irsigler zum 70. Geburtstag, Köln/ Weimar/ Wien 2011, XIII+ 374 S.; ISBN 978-3-412-20779-3; 52,90 €.

Nach den 2006 veröffentlichten „Miscellanea Franz Irsigler“ zum 65. Geburtstag des Laureaten liegt mit dieser Festschrift zu dessen 70. Geburtstag eine weitere Aufsatzsammlung zu Ehren Irsiglers vor. Deren Herausgeber haben mit der städtischen Wirtschaftsgeschichte im Mittelalter ein zwar weit ausstrahlendes, aber doch geschlossenes Thema gewählt. Der Konsistenz des Sammelbandes ist dies nur dienlich, wenngleich damit natürlich das Forschungsspektrum Irsiglers, der thematisch umfassend und intensiv etwa auch zur Frühen Neuzeit gearbeitet hat

(und weiter arbeitet!), nicht in der Breite abgebildet werden kann und soll. Die insgesamt 13 Beiträge seien in gebotener Kürze vorgestellt.

Den Auftakt macht ein Beitrag von Josef Žemlička über den Westhandel im alten Prag bis zur Gründung der Neustadt, der vom Übergang von einheimischen Korporationen zugunsten ausländischer, insbesondere deutscher Fernhändler geprägt war. Jean-Luc Fray befasst sich mit Wirtschaftsformen im Umkreis des französischen Massif central, das aufgrund seiner komplexen geographischen Struktur in mehrererlei Hinsicht ein „spezielles Milieu“ ausgeprägt hatte. Als eine der interessantesten ökonomischen Sonderformen beschreibt er die Herrschaft Saint-Urcize mit dem gleichnamigen Marktflecken, der es „mitten im ländlichen Raum“ dank der ausgeprägten regionalen Vernetzung der örtlichen Kaufleute und Viehhändler zu einer noch heute erkennbaren „besonderen urbanistischen Qualität“ brachte. Francesca Bocchi folgt mit einem Überblick über topographische, soziale und funktionale Aspekte öffentlicher Piazzas im Italien des 13. und 14. Jahrhundert. Modena, Pavia, Gubbio, Perugia stehen im Vordergrund. Ausgehend von der Prämisse eines dezidiert öffentlichen Charakters der Piazza und ihrer zentralörtlichen Anlage entwickelt Bocchi leitende Interessen der stadtgeschichtlichen Forschung, für die die Piazza als „urban centre of gravity“ einen zentralen Anknüpfungspunkt bietet. Rosa Smurra knüpft thematisch unmittelbar an mit einem Beitrag über städtische Palatia in demselben Zeitraum im Umkreis der heutigen Piazza Maggiore in Bologna. Die Verfasserin hebt hierbei neben den administrativen Funktionen der Palatia insbesondere das Kalkül der städtischen Prokuratoren hervor, mit Neubauten Einnahmen aus Vermietungen an Gewerbetreibende zu erzielen. Roman Czaja analysiert die Gründe und Folgen für den Niedergang des preußischen Handels im Übergang zum 15. Jahrhundert, der sich insbesondere in Elbing und Thorn massiv auswirkte. Hans-Jörg Gilomen vergleicht das Kreditwesen in Basel und Zürich im Spätmittelalter mit besonderem Interesse an Kleinkrediten, die in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus der Forschung rückten. Beigefügt wird die Transkription der als Auszug überlieferten Schuldnerliste eines Basler Kaufmanns von 1431, die ein denkbar breites Spektrum an Kreditnehmern aufweist. Volker Henn trägt Quellen über das städtische Apothekenwesen im deutschsprachigen Raum für das 14. und 15. Jahrhundert zusammen und konstatiert eine wachsende Regelungsdichte in diesem zentralen Bereich der städtischen Gesundheitspolitik. Ferdinand Oppl stellt mit dem Archiv des päpstlichen Legaten und Bischofs von Forlì, Alessandro Numai († 1483), einen geschlossenen Bestand im Wiener Stadt und Landesarchiv vor, dessen wohl wertvollster Anteil Einblicke in die „große Politik“ unter dem bewegten Pontifikat Sixtus' IV. ermöglicht. Die diesbezüglich relevanten urkundlichen Zeugnisse werden in einem mehrteiligen Anhang mitgeteilt. Michel Pauly und Martin Uhrmacher bieten einen umfassenden Einblick in das „Versorgungsgebiet der Stadt Luxemburg im späten Mittelalter“ und berühren somit im Hinblick auf das Stadt-Umland-Verhältnis eines der Hauptforschungsfelder Irsiglers. Die minutiöse Rekonstruktion der Warenversorgung der Stadt, für die die von Michel Pauly und Claudine Moulin publizierten städtischen Rechnungsbücher seit 1388 nicht die einzige empirische Grundlage darstellen, wird gegen Ende des Aufsatzes in einem schematischen Modell des städtischen Versorgungsgebiets visualisiert. Rudolf Holbach gibt einen Überblick über die Textilproduktion im

Raum zwischen Maas und Rhein. Besonderen Wert legt der Verfasser auf die Weiterentwicklung der Forschung seit den Erhebungen des Schweizer Wirtschaftshistorikers Hektor Ammann. So weiß man heute von lange unbekannt gebliebenen Produktionsschwerpunkten in Lothringen, am Mittelrhein und in Einzelfällen auch in Eifel und Hunsrück. Nach Oberösterreich führt der Aufsatz von Knut Schulz, der die Entwicklung der Steyrer Gewerbelandschaft bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung des Eisengewerbes nachzeichnet. Um den „Erzberg“ bei Leoben wurden gegen Mitte des 15. Jahrhunderts zwei rechtlich und administrativ getrennte Eisenreviere mit je eigenen Absatzgebieten für Eisen und Stahl organisiert, die eine großräumig verteilte Messer und Klingenproduktion belieferten. Harald Witthöft befasst sich im historischmetrologischen Interesse mit zeitgenössischen Bemessungsverfahren an der Lüneburger Saline, deren Überlieferungen er als „Schätze der Erinnerung an eine frühe, rationale Orientierung in der Welt materieller Phänomene“ bezeichnet. Carl-Hans Hauptmeyer beschließt den Band mit einem theoretischen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte mittelalterlicher Städte. Er durchläuft fünf Phasen der europäischen Stadtentwicklung von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart und markiert mit „Entstaatlichung“ und Genossenschaftsbildung zwei seiner Meinung nach die Forschung leitende Interpretamente der jüngeren Stadtgeschichtsforschung. Damit korrelieren die zusammenfassend genannten Faktoren „Interessenausgleich und Konfliktregulierung“ auf der einen und „Konkurrenz und Netzwerk“ auf der anderen, die der Verfasser als konstitutiv für die Stabilisierung des Sozialkörpers „Stadt“ ansieht.

Nimmt man diese Überlegungen Hauptmeyers, die erklärtermaßen die Stadt des Mittelalters „weiterhin als Modell für ökonomische Innovation“ postulieren, als Anlass zu knappen Reflexionen über das Thema, so drängen sich aus der subjektiven Sicht des Rezensenten zwei Eindrücke auf: Erstens ist gewiss nicht von der Hand zu weisen, dass vormoderne Städte Mittel zur „Konfliktregulierung“ ausbildeten, von denen manche übrigens (denkt man etwa an Bürgerausschüsse) kaum bis gar nicht erforscht sind. Bekanntermaßen ist die Stadt aber auch ein Ort notorischer, da systemisch bedingter und deshalb immer wieder manifest werdender Diparitäten und Konflikte geblieben. Die vergleichende Städteforschung muss für diese Strukturmerkmale offen bleiben, will sie nicht der Gefahr einer Harmonisierung eines Geschichtsbildes erliegen, wie sie in ungezählten älteren Stadtgeschichten genährt wurde, denen es stets um die angebliche Einvernehmlichkeit der ihnen vor Augen stehenden Schwurgemeinschaft zu tun war. Zweitens und im Zusammenhang damit stellt sich die Frage nach dem künftigen Beitrag der städtischen Wirtschaftsgeschichtsforschung, deren heuristisches Potential in der Argumentation Hauptmeyers nicht scharf von der der allgemeinen Städteforschung abgegrenzt wird. Aber genau diese Feststellung birgt vielleicht die Antwort: Die Rekonstruktion städtischen Wirtschaftens bringt ihre Erträge in die allgemeine Forschung am besten ein, wenn sie sich nicht als Spezialdisziplin verhält. Umgekehrt wäre es wünschenswert, wenn sich die allgemeine Geschichtswissenschaft, die ihren breitesten Mainstream heute nicht mehr in der politischen Geschichte, sondern in der historischen Kulturforschung hat, stärker den Erkenntnissen der „materiellen“ Forschung öffnen würde.

Stephan Laux (Trier)

Zwischen Herrschaft und Kunst. Fürstliche und adlige Frauen im Zeitalter Elisabeths von Nassau-Saarbrücken (14.-16. Jh.), hrg. v. Wolfgang HAUBRICHS und Patricia OSTER (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, 44), Saarbrücken 2013, 383 S.; ISBN 978-3-939150-05-3, 39 €.

Nach 1997¹ befasste sich 2006 ein interdisziplinäres Saarbrücker Kolloquium erneut mit Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken († 1456), die nicht nur als „tatkraftige Verwalterin ihrer Territorien“ in turbulenten Zeiten bekannt ist, sondern wegen ihrer zeitgleichen Übersetzung französischer *Chansons de geste* „als erste Vertreterin des neue entstehenden deutschen Prosaromans“ in die Literaturgeschichte eingegangen ist (S. 9). Der nunmehr vorliegende, reich bebilderte Tagungsband versammelt neben der Einleitung durch die Herausgeber 16 Beiträge, die nicht alle hier vorgestellt werden können. Sie beschäftigen sich auch mit Elisabeths familiärem Umfeld und Parallelbeispielen, wobei das Verhältnis von Herrscherrolle und literarischem Interesse bei diesen adligen Frauen im Vordergrund stehen. Das wird ganz besonders deutlich in den Beiträgen von Mathias HERWIG über Eufemia von Norwegen als Mäzenin, von Brigitte BURRICHTER über Anne de France, Herzogin von Bourbon, oder von Patricia OSTER über Marguerite de Navarre. Auf Elisabeths eigene literarische Produktion gehen in diesem Band nur drei Beiträge ein: Nine MIEDEMA analysiert ihre zum Teil in ihre Erzählungen eingefügten Briefe, Ingrid BENNEWITZ spürt den Familienbeziehungen und Generationskonflikten in ihren Romanen nach und Tomas TOMASEK untersucht die Herrscherinnenfiguren in ihrem Werk, lässt aber leider die vielsagenden Abbildungen aus dem Hamburger Codex von *Huge Scheppe* unkommentiert.

Zu Beginn des Bandes geht Norbert H. OTT anhand von fünf Beispielen der Frage nach, wie klösterliche und adlige Frauen „im Mittelalter Literatur und Bildkunst – oder besser: das Zusammenspiel beider Medien – zur Identitätsfindung und zur Definition ihrer gesellschaftlichen Rolle nutzen“ (S. 17). Dabei stellt er die Hypothese auf, dass gerade Frauen „durch die über das Bildmedium vermittelte Einspeisung der Volkssprache in ein Buch lateinischer Schriftlichkeit der ... Volkssprache den Weg zu eigenständiger Literazität ebneten“ (S. 25). Martina BACKES widmet sich Margarethe von Österreich, der Tochter Maximilians und Marias von Burgund, die Vormund ihres Neffen, des späteren Kaisers Karl V., war und als Statthalterin und Regentin die burgundischen Niederlande verwaltete. Als frühe Witwe wusste sie ihren Hof in Malines auch zu einem kulturellen Zentrum zu gestalten. Da sie französisch erzogen worden war, bestand ihre Bibliothek überwiegend aus französischen Werken. Weil sie offenbar kein Deutsch verstand, ließ sie sich deutsche Werke übersetzen, darunter eine Habsburger-Genealogie Karls V., die mit 27 Porträtmedaillons, darunter dem eigenen, ausgestattet war. Bedauerlicherweise fehlen bei diesem Beitrag Abbildungen. Des weiteren ließ sie den von ihrem Vater Maximilian verfassten, autobiografisch gefärbten Roman *Theuerdank* übersetzen, der die burgundisch-habsburgische Familienpolitik erzählt: Die

¹ Zwischen Deutschland und Frankreich. Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken, hrg. v. Wolfgang HAUBRICHS und Hans-Walter HERRMANN (Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung, 34), St.Ingbert 2002.

sorgfältige, Margarethe gewidmete Pergamenthandschrift aus der Pariser Nationalbibliothek war bislang weitgehend unbekannt². Hans-Walter STORK vergleicht eine Handschrift aus dem Besitz Elisabeths von Görlitz, die heute in der Lütticher Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, mit einer solchen desselben Textes aus dem Musée Condé in Chantilly, deren Auftraggeber(in) unbekannt bleibt. Dabei handelt es sich um die beiden einzigen Textzeugen einer moselfränkisch-trierischen Fassung des „Leben Jesu“, die beide opulent mit Miniaturen ausgestattet sind, aufgrund deren sie zwei unterschiedlichen Herstellungswerkstätten zuzuweisen sind. Hans-Walter HERRMANN stellt alle verfügbaren Informationen über Margarethe (1426-1490), die Tochter Elisabeths von Nassau-Saarbrücken, zusammen, wobei er auch das Todesdatum ihres Gatten auf den 26. Mai 1486 korrigiert und damit ihre Witwenschaft im Vergleich zur bisherigen Literatur wesentlich verkürzt, auch wenn sie offenbar schon länger getrennt lebten. Nichtsdestoweniger weist Herrmann Margarethes Gatten Gerhard von Rodenmacher, die Verantwortung für den Abbruch ihrer kulturellen Tätigkeit. Als letzter Anhänger der antiburgundischen Partei im Herzogtum Luxemburg, dem Herrmann – an diesem Ort etwas überraschend – einen 25seitigen Exkurs widmet³, zu dem er etliche neue Quellenbelege beibringt, hatte Gerhard und in seiner Folge wohl auch Margarethe sich in der Tat zunehmend isoliert. Zum Beitrag gehört auch eine Übersicht über Margarethes Bibliothek, in der Herrmann drei von ihr selbst in Auftrag gegebene Schriften (u. a. ein Gebetbuch aus 297 Pergamentblättern mit 79 Miniaturen), drei von ihrer Mutter ererbte und 19 unbekannter Herkunft identifiziert. Interessant ist eine erhaltene Ausleihliste in Margarethes Gebetbuch, da sie einen literarisch interessierten Personenkreis erkennen lässt, zu dem u. a. Otto von Veyhe, Schöffe von Cattenom, und Edelfrauen von Berberg gehörten. In Bezug auf Margarethe von Rodenmacher bleiben auf jeden Fall noch etliche Forschungsfragen offen. Mit den Andachts- und Gebetshandschriften, die ihr gehört haben, beschäftigt sich anschließend Undine BRÜCKNER, die Margarethe aus dem Luxemburger Kleinadel mit Dorothea von Hof, einer Kaufmannstochter aus Konstanz, vergleicht. Wenn auch der Vergleich nicht zu überzeugen vermag, weil Dorothea ein eigenes Buch schrieb, während Margarethe ‚nur‘ handschriftliche Notizen in ein Gebetbuch machte, so liefert die Analyse dieser Notizen doch interessante Aufschlüsse über ihre Lese- und Frömmigkeitspraxis sowie über ihre Geist und Körper zusammenschauende Spiritualität. Zum Schluss sei noch auf den Beitrag von Amalie FÖSSEL hingewiesen, der „Bücher, Bildung und Herrschaft von Fürstinnen im Umkreis des Prager Hofes der Luxemburger“ zum Thema hat. Sie beschäftigt sich eingehender mit Elisabeth von Mähren, der vierten Ehefrau Johann Heinrichs, des jüngsten Bruders Karls IV., die stark von Johannes von Neumarkt, Bischof von

² Über Margarethe von Österreich ist vor kurzem auch ein Aufsatz von Gisela NÄEGLE, *Écrire au père, écrire au prince: relations diplomatiques et familiales dans la correspondance de Maximilien I^{er} et de Marguerite d'Autriche*, in: *Publications du Centre européen d'études bourguignonnes* 53 (2013), p. 219-234, erschienen.

³ Zur Familie der Herren von Rodenmacher und ihren Besitzungen wären zusätzlich zu nennen: Fridolin WEBER-KREBS, Art. „Rodemacher“ [sic], in: *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Ein dynastisch-topographisches Handbuch*, Bd. 4: Grafen und Herren, hrg. v. Werner PARAVICINI, bearb. v. Jan HIRSCHBIEGEL, Anna Paulina ORLOWSKA, Jörg WETTLAUER (*Residenzenforschung*, 15.4), Ostfildern 2012, S. 1195-1207.

Olmütz und Kanzler Karls IV., beeinflusst war, mit Anna, der Kaisertochter und Gattin Richards II. von England, und mit Sophie von Bayern, die mit Karls Sohn Wenzel verheiratet war und von der als einziger eine Bücherliste überliefert ist. Föbel bestätigt den Stand der Forschung, dass im spätmittelalterlichen Hochadel kaum geschlechtsspezifische Unterschiede im Umgang mit Literatur zu erkennen sind, betont aber, dass bei Anna von Böhmen und Sophie von Bayern nicht nur Frömmigkeitsübungen zu beobachten sind: sie lasen auch Bücher mit politischer Brisanz und zogen daraus „politische, kirchliche und gesellschaftliche Schlussfolgerungen“ (S. 330).

Alles in allem verdient der Tagungsband, in dem man nur ein Orts- und Personenregister sowie ein Autorenverzeichnis mit Kurzbiografien vermisst, Beachtung sowohl von Seiten der Literaturhistoriker wie von den Historikern, die sich mit dem 14.-16. Jahrhundert vornehmlich in der Grande Région, aber auch in Frankreich und Zentraleuropa beschäftigen.

Michel Pauly

Philippe STACHOWSKI, Une région frontalière entre Luxembourg et Lorraine 1500-1789, Luxembourg/Thionville: Gérard Klopp, 2011, 299 pages, ISBN 2-911992-70-9; 52,25 €.

Jusqu'au XVIII^e siècle, les frontières des États restent une réalité mouvante et poreuse. Au fil des guerres elles se déplacent sans jamais parvenir à absorber toutes les enclaves et écarter les contestations. Ceci est particulièrement vrai pour la région située à la croisée du royaume de France et des duchés de Lorraine et de Luxembourg, dont traite le livre de Philippe Stachowski. Il s'agit du pays de Thionville et de celui de Sierck, deux places avec une bonne centaine de villages qui en dépendent. Ils sont définitivement rattachés à la France, l'un par le traité des Pyrénées de 1659, l'autre par le traité de Vincennes de 1661. Plus d'un siècle de luttes entre Habsbourg et rois de France précède leur annexion. Dans les deux premiers chapitres de son ouvrage, Stachowski relate avec force détails les péripéties de cette conquête. Ainsi Thionville que les Français considéraient comme la « porte des Pays-Bas espagnols », est assiégée à trois reprises, en 1558, en 1639 et en 1643 alors que le plat pays souffre des incessants raids et passages de troupes.

Après les chapitres initiaux qui plantent le cadre politique, l'auteur abandonne le récit événementiel et guerrier pour se consacrer à la description de la vie quotidienne en cette région frontalière sous l'Ancien Régime. Il traite successivement les aspects démographiques (population et étapes de la vie), la religion, la vie à la campagne et en ville, l'économie, la défense militaire du territoire, le fonctionnement de la justice et enfin la crise de cette société à la fin du XVIII^e siècle. Ce tableau très complet s'appuie sur une ample bibliographie et un dépouillement minutieux de fonds d'archives conservés à Metz, Thionville et Luxembourg. Surtout les archives judiciaires fournissent maintes anecdotes truculentes qui, toute en réjouissant le lecteur d'aujourd'hui, ont le mérite d'éclairer les mentalités et les comportements sociaux de jadis. Bien que les représentations des conditions de vie dans nos régions à cette époque soient rares, l'auteur a su réunir une très

riche iconographie. Ainsi le lecteur découvre au fil des pages le patrimoine de cette région frontalière qui contient des pièces superbes comme ce retable de Rustroff ou encore cet extraordinaire poêle en faïence au château de La Grange.

Destiné au grand public, le livre ne manque pas sa cible. On en retire indéniablement un grand plaisir de lecture même si certaines erreurs comme l'emploi anachronique du terme « grand-duché » irritent. Les nombreux extraits de sources qui émaillent le texte, font de cet ouvrage un excellent outil pour l'enseignement. L'enseignant y trouvera les petites histoires qui réjouissent les élèves et qui pimentent son cours d'histoire moderne. L'apport scientifique de ce travail d'érudition locale est par contre plus difficile à évaluer. Le foisonnement de détails rend difficile de dégager des évolutions générales. Essayons néanmoins de tirer quelques conclusions de cette vaste compilation.

Les premières décennies du XVI^e siècle semblent avoir constitué une époque d'épanouissement pour la région en question. Traversée par la Moselle, elle capte une partie des flux commerciaux entre l'Italie du Nord et les Pays-Bas. Thionville et Sierck participent au grand trafic international. Les bateaux transportent du blé, du sel, du vin mais aussi des denrées plus exotiques comme les épices. Des foires et marchés se tiennent à Thionville, Cattenom et Koenigsmacker. Les marchands thionvillois sont très actifs à Anvers, alors la plaque tournante de l'économie européenne : les registres anversoises en relèvent une vingtaine entre 1550 et 1555. Le pays thionvillois est également favorisé par la nature. Il possède des sols assez fertiles, occupés par la culture céréalière et la vigne. Ces terres, sans doute les plus riches du Luxembourg, sont alors aux mains de puissantes familles seigneuriales, telles les de Schawenbourg, les de Raville ou encore les de Créhange.

Cependant peu à peu l'insécurité s'installe. Les guerres de Charles Quint contre les rois de France inaugurent une période difficile pour les habitants du pays de Thionville. Rodemack est attaquée en 1550. Des lansquenets dévastent la vallée de la Moselle. En 1552 Cattenom et Koenigsmacker sont pillées. Même en temps de paix la population souffre de la présence militaire. Les régiments espagnols causent « beaucoup de dommages aux pauvres gens » et vivent « fort immodestement et comme des ennemis sur le plat-pays ». Les habitants essaient de se protéger contre les incursions des partis français en payant des contributions pour obtenir une « sauvegarde ». La guerre de Trente Ans que la région subit avec un certain décalage entre 1630 et 1660, entraîne une forte dépopulation. Ainsi Audun-le-Tiche et Rédange ne comptent plus que dix habitants. D'autres villages comme Terlange, Heckling, Guevange, Husange ou Rexange disparaissent tout simplement de la carte. Le déclin du commerce, évident au XVII^e siècle, n'est cependant pas uniquement dû aux hostilités. Une taxation plus contraignante, sans doute pour financer l'effort de guerre, ralentit aussi les échanges.

La conquête française voit le retour à l'ordre mais non à la prospérité d'antan. Sous le régime français, Thionville est avant tout forteresse et centre administratif. Le commerce doit se subordonner aux intérêts stratégiques et ne joue plus qu'un rôle secondaire. Les fortifications de la place, fortement agrandies, gênent le trafic fluvial. En effet les militaires, invoquant des motifs de sécurité, refusent d'aménager la base des murailles pour le halage. Le passage de Thionville devient extrêmement difficile. Les bateliers doivent dételer les chevaux au pied du glacis

et faire avancer leurs embarcations à force de bras. A long terme on observe un changement profond de la société urbaine. L'annexion française favorise l'essor du groupe social des juristes et officiers (administrateurs civils) tandis que le nombre des marchands recule.

En ville, l'incorporation au royaume après 1659 a été rapide et elle n'a guère rencontré de résistances. Bien que Louis XIV ait confirmé les privilèges et coutumes des Thionvillois en 1657, l'ancienne organisation judiciaire disparaît sans grand bruit. Un édit de 1661 crée à Thionville un bailliage royal dont dépend la prévôté de Sierck. Le ressort du gouvernement de Thionville reçoit le nom de «Luxembourg français». Le français s'impose très vite comme seule langue officielle. L'arrivée massive de résidents français et l'installation d'une garnison française accélèrent l'assimilation linguistique de la population thionvilloise. Par contre, au plat pays la transition a été beaucoup plus lente. L'annexion française ne modifie pas l'organisation traditionnelle qui constitue le cadre de vie des habitants de la campagne. Les seigneuries comme zones de juridiction restent en place, à la seule différence que les seigneurs reconnaissent désormais Louis XIV comme souverain légitime. La population rurale continue à parler le patois luxembourgeois. En 1735, donc presque cent ans après la conquête, une enquête menée dans l'archiprêtré de Thionville révèle que dans 16 paroisses sur 21 «la langue allemande y est la seule en usage» ou «la plus en usage». Encore en 1788, il faut traduire une ordonnance de police «en langage germanique» sinon les villageois ne comprennent rien.

Au XVIII^e siècle, l'évolution des deux Luxembourg – «français» et «autrichien» – se ressemble fortement. De part et d'autre de la frontière la conjoncture est globalement favorable. Mais régulièrement des crises frumentaires viennent briser la croissance et entraînent des pics de mortalité. Les édits de 1768 et 1769 qui autorisent les propriétaires à enclore leurs terres, suppriment le droit de parcours et encouragent le partage des terres communes provoquant probablement une paupérisation du monde rural. Des mesures similaires ont été appliquées au duché de Luxembourg dans les années 1770. De nombreux Luxembourgeois et Lorrains quittent leurs terres natales et émigrent au Banat de Temeswar. L'industrie et le commerce peinent à se développer dans cette région frontalière. Certes il y a la réussite industrielle d'un Wendel dont les forges approvisionnent l'armée en bombes et boulets. Mais elle reste l'exception. La manufacture de La Grange ne peut soutenir la concurrence des faïences de Luxembourg. L'exportation des produits lorrains se heurte aux barrières douanières qui se dressent de tout côté, même à l'intérieur du territoire français. La fiscalité royale est particulièrement lourde. Ainsi la gabelle, l'impôt sur le sel, rend ce dernier plus cher en Lorraine, pourtant productrice et exportatrice, qu'à l'étranger.

Aux XVI^e le pays thionvillois était encore un carrefour où de multiples influences se croisaient. À la fin de la période traitée par le livre de Stachowski, la situation frontalière ne présente plus d'atouts. Se retrouver à la périphérie d'un royaume fortement centralisé et entouré d'une «ceinture de fer» est décidément devenu un handicap.

Guy Thewes

Luc DUERLOO, *Dynasty and Piety. Archduke Albert (1598-1621) and Habsburg Political Culture in an Age of Religious Wars*, Farnham: Ashgate, 2012, 592 p., ISBN 978-0-7546-6904-3; 90 £.

En 1939, dans le cadre des festivités du Centenaire de l'Indépendance du Luxembourg, un cortège historique défila dans les rues de la capitale. Le XVI^e siècle y fut représenté par des « érudits humanistes luxembourgeois » (J. Goricius, B. Latomus, N. Mameranus), accompagnés des conseillers de Charles V et de Philippe II (M. Held, J. Mylius et J. Britt). Avec eux le comte Pierre-Ernest de Mansfeld, gouverneur de 1545 à 1604, « assisté par le Conseil provincial ». Pour le XVII^e siècle les organisateurs avaient choisi « deux Luxembourgeois », Aldringen et Beck, généraux au service de l'empereur, ainsi que des cuirassiers et des délégués des états luxembourgeois¹. Les souverains, par contre, étaient absents du cortège, car perçus comme représentant la « domination étrangère » espagnole.

Si cette interprétation de l'histoire a été révisée depuis², elle explique pourquoi les XVI^e et XVII^e siècles restent un trou noir de l'historiographie luxembourgeoise. De même, le transfert de souveraineté des Pays-Bas vers l'archiduc Albert et l'infante Isabelle reste peu étudié, car l'épisode fut à la fois bref (1598-1621) et sans conséquences. Après la mort d'Albert, le titre de duc de Luxembourg revint au roi des Espagnes, Philippe IV, et Isabelle n'exerça le pouvoir qu'en qualité de gouverneure générale et ce, jusqu'à sa mort en 1633³. Réfutant cette perspective téléologique, Luc Duerloo remet en question la vue traditionnelle des archiducs comme simples marionnettes espagnoles et examine le degré de leur autonomie et de leur investissement dans la formation étatique des Pays-Bas (méridionaux). En examinant le régime archiducal dans son contexte d'époque, il offre une étude magistrale de ses relations diplomatiques, militaires et dynastiques.

Même si l'ouvrage tient en partie du genre biographique, l'auteur ne tombe pas dans le piège de vouloir réhabiliter à tout prix l'image dépréciée de son héros. Étant donné que le genre est contesté, on aurait souhaité que Duerloo se prononce sur sa propre partialité et l'impossibilité d'offrir une vision cohérente de la vie d'un individu⁴. À l'inverse, l'auteur déclare : *this book sets out to integrate the various strains of Albert's actions into a coherent narrative* (p. 4-5), mais il arrive à se déjouer des risques d'une narration totalisante en multipliant les angles d'approche et en variant les échelles d'analyse. En fait, son ouvrage dépasse de loin la simple biographie et brosse un tableau très dense, éclairant les intentions dynastiques, les convictions

¹ 1839-1939. *Centenaire de l'Indépendance. Cortège historique à Luxembourg 22 avril 1939* [dessins de Lucien Rousselot]. Luxembourg : Imprimerie St. Paul, 1939, sans pagination.

² THEWES, Guy, Dominations étrangères et fidélité dynastique. Deux mythes de l'historiographie luxembourgeoise, in : *Forum für Politik, Gesellschaft und Kultur in Luxemburg* 199 (2000), p. 39-43 ; MARGUE, Michel, Dominations étrangères, in : *Lieux de mémoire au Luxembourg*, vol. 1 : *Usages du passé et construction nationale*, éd. par Sonja KMEC, Benoît MAJERUS, Michel MARGUE et Pit PÉPORTÉ, Luxembourg : Ed. Saint-Paul, 2007, p. 29-34.

³ Voir : MERSCH, Jules, L'infante Isabelle 1566-1633. Princesse souveraine des Pays-Bas, Duchesse de Luxembourg etc., in : *Biographie nationale du pays de Luxembourg depuis ses origines jusqu'à nos jours*, collection présentée par Jules Mersch, Luxembourg : Imprimerie de la cour Victor Buck, 1947-1975, 22 fascicules; ici : fasc. 14 (1966), p. 389-562.

⁴ DOSSE, François, *Le pari biographique. Écrire une vie*. Paris : Éditions la Découverte, 2011 [1ère éd. 2005], p. 102-103.

religieuses, l'adhérence à la raison d'État et les motivations économiques des différents protagonistes impliqués. L'approche est donc résolument centrée sur les acteurs (souverains, diplomates, commandants militaires, membres de la noblesse et du haut clergé, élites urbaines) non seulement des Pays-Bas du Sud, mais également du Nord (les Provinces-Unies en sécession), des Espagnes, de l'Empire, de la France et des Îles britanniques. Sans jamais les évoquer comme cadres de référence théoriques, l'ouvrage se situe dans la lignée de la « nouvelle histoire diplomatique »⁵ et de l'étude des liens dynastiques « transnationaux »⁶ cherchant à dépasser le nationalisme méthodologique de l'historiographie traditionnelle.

Se passant de tout cadre théorique, l'étude se définit comme empirique. Tous ses arguments se basent sur la confrontation et l'interprétation de sources primaires classiques (correspondances diplomatiques surtout), provenant de fonds d'archives peu ou jamais exploités auparavant. Les quelques sources iconographiques reproduites ne sont pas analysées en profondeur, mais permettent d'illustrer un propos et de donner un moment de répit au lecteur, qui risque d'être submergé par la densité des informations. Comme les titres des dix chapitres ne permettent pas d'en déduire les sujets traités, ce compte-rendu propose d'abord un résumé succinct de chaque chapitre avant de commenter l'ouvrage de manière plus générale.

Résumé des chapitres

Wet Paint (chapitre 1) se réfère au rôle du hasard et à la contingence historique. En effet, il était prévu qu'Albert, cinquième fils de l'Empereur Maximilien II, fasse une carrière ecclésiastique. Or, devenu cardinal à l'âge de 17 ans, il ne fut jamais ordonné prêtre. Ceci est dû au fait que d'une part le siège archiépiscopal de Tolède – qui lui avait été promis depuis une décennie – ne se libéra qu'en 1594 et que d'autre part la mort de son frère Ernest en 1595 fit de lui un pion dynastique important. Entre ces deux dates, son ordination fut empêchée pour motif que l'église du couvent des *Descalzas reales* venait d'être fraîchement blanchie à la chaux (p. 30). Son mariage avec l'infante Isabelle n'avait donc rien de prédéterminé et celle-ci avait d'ailleurs d'autres partenaires potentiels : l'empereur Rodolphe II et l'archiduc Ernest. Dans le premier cas, la possibilité de *régner sur une monarchie qui dépasserait en taille celle de Charles Quint* (p. 38), si Isabelle avait hérité des royaumes espagnols, faisait rêver les négociateurs. Dans le deuxième cas, il était prévu qu'Ernest et Isabelle règneraient en souverains sur les Pays-Bas, voire même qu'ils accèderaient au trône français, si Isabelle parvenait à imposer les droits de sa mère, Elisabeth de Valois. Cette dernière option – spéculant sur la mort de Rodolphe II sans héritier – permettait d'envisager que *l'empire de Charlemagne puisse être restauré* (p. 40). L'histoire contrefactuelle, s'appuyant sur des réflexions concrètes de l'époque, sert ici à montrer les aléas de toute politique dynastique.

⁵ VON THIESSEN, Hillard et WINDLER, Christian, Einleitung: Außenbeziehungen in akteurzentrierter Perspektive, in: *Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel*, éd. par idem, Cologne etc.: Böhlau, 2010, p. 3-11.

⁶ SABEAN, David Warren et TEUSCHER, Simon, Rethinking European Kinship, in: *Transregional and Transnational Families in Europe and Beyond*, éd. par Christopher H. JOHNSON et al., New York et Oxford: Berghahn, 2011, p. 1-21.

Le chapitre 2 (*Rural Pursuits*) part d'un tableau de Jan Brueghel montrant la participation d'Albert et Isabelle à un mariage de paysans, ce qui offusquait les tenants de l'étiquette espagnole. Cette liberté d'action symbolise la marge de manœuvre du régime archiducal par rapport au roi des Espagnes. D'après Duerloo, la relation entre Bruxelles et Madrid était certes *asymétrique*, mais reposait néanmoins sur un *partenariat* contracté dans l'intérêt de la *sécurité collective* (p. 67). En temps de guerre, le régime archiducal dépendait de l'armée espagnole, mais en temps de paix, il arrivait à se dégager de cette tutelle espagnole, même dans le domaine des relations étrangères. Voilà pourquoi Albert et Isabelle s'engagèrent dans la voie d'une trêve avec les Provinces-Unies et cherchèrent à détendre les relations avec l'Angleterre en encourageant la succession de Jacques I^{er} en 1603. Par ailleurs, une analyse de la faction des « Espagnols » à la cour archiducale montre que celle-ci ne se définissait pas par l'appartenance nationale (concept anachronique) de ses membres, mais par la volonté de continuer la guerre – ceci souvent pour des mobiles d'avancement et d'enrichissement personnels (p. 86-97). Ainsi, bien que d'origine espagnole, Juan de Mancicidor et Rodrigo Niño y Lasso, comte d'Año-ver, ne faisaient-ils pas partie de ces 'faucons'. Si l'auteur démontre clairement le caractère inadéquat de l'appellation « espagnole » (p. 99-100), il désigne lui-même d'« Italiens » le commandant de l'Armée de Flandres, Ambrogio Spínola, et le grand écuyer Ottavio Visconti, comte de Gamalero (p. 98) – étiquette tout aussi factice.

Burning Lamps (chapitre 3) examine l'enchevêtrement du zèle religieux et de la propagande politique d'Albert et Isabelle. Duerloo connaît très bien le sujet, ayant examiné ailleurs le culte de Notre-Dame à Montaigu⁷. Il met en évidence les hésitations entre une représentation du nouveau souverain comme extirpateur de l'hérésie ou comme pacificateur. Ces hésitations se reflètent dans les campagnes militaires du début du XVII^e siècle, où les conseillers de Philippe III essaient d'écarter Albert du commandement de l'Armée de Flandres. La diarchie au sein de l'armée explique par ailleurs l'ascension d'entrepreneurs militaires privés comme Spínola, qui finit par gagner la confiance et du roi et de l'archiduc (p. 137) et devint maître de camp général à la mort du comte de Mansfeld.

Le titre du chapitre 4, *Lewd Instruments* (littéralement : outils obscènes), est un des plus sybillins. En fait, il se réfère à Hugh Owen et à d'autres rebelles irlandais, qui auraient été instrumentalisés par l'archiduc dans sa lutte contre la Réforme protestante outre-manche. L'arrière-fond de cette crise des relations anglo-habsbourgeoises est la Conspiration des poudres de 1605, préparée par un 'terroriste' catholique, Guy Fawkes, à partir des Pays-Bas. Le contexte plus large, analysé de manière magistrale sur base de sources inédites du Haus-, Hof- und Staatsarchiv de Vienne, concerne les politiques étrangères de la France sous Henri IV, de l'Angleterre sous Jacques I^{er} et des Provinces-Unies. L'auteur explicite comment Albert parvint à faire valoir son point de vue, préconisant une détente, contre celui de l'ambassadeur espagnol dans les négociations diplomatiques menant au Traité de Londres. Animé par la solidarité dynastique, la nécessité de coopération économique et la

⁷ DUERLOO, Luc et WINGENS, Marc, *Scherpenheuwel: Het Jerusalem van de Lage Landen*, Louvain: Davidsfonds, 2002.

raison d'Etat, le traité évitait toute allusion aux différends religieux. Pourtant la Conspiration des poudres montrait les limites de la diplomatie et de l'autonomie archiduciale à l'ère des guerres de religion.

Le chapitre 5, *Calculated Ambiguities*, explore les tractations menant en 1609 à la conclusion de la Trêve de Douze Ans avec les Provinces-Unies. Par ailleurs, l'impossibilité de signer une paix durable est expliquée par l'incompatibilité de deux cultures politiques: une logique monarchique exigeant une soumission des 'rebelle's' aux Habsbourg face à un langage républicain mettant en exergue la défense des libertés civiques (p. 193). Les intérêts économiques et les politiques religieuses étaient tout aussi irréconciliables. Restaient donc des formulations vagues qui permettaient à l'un et à l'autre camp de sauver la face. Comparant différentes interprétations concernant les motivations du pacifisme d'Albert, Duerloo accepte celle de l'ambassadeur espagnol Ibarra: anticipant la mort sans héritiers de son frère Rodolphe, Albert aurait cherché à se positionner comme candidat à la succession impériale (p. 210-211). Dépendant donc du Collège des Électeurs, il voulut se présenter comme souverain raisonnable et modéré.

Le titre du chapitre 6 (*Family Matters*) peut se comprendre dans les deux sens: «Affaires familiales» et «La famille importe». Le 'dynasticisme' est invoqué par l'auteur comme principal facteur explicatif, sous-estimé systématiquement par les historiographies nationales. Ainsi Philippe II aurait envisagé dès le début l'Acte de Cession de 1598 comme instrument permettant l'accession d'Albert au trône impérial en lui conférant une Hausmacht. Son successeur, Philippe III, aurait même été d'accord de raviver le titre de roi de Bourgogne dans cette optique (p. 249). Or, même si Albert était le candidat favori des Électeurs catholiques, il se désista en faveur de son frère aîné Matthieu, élu empereur en 1612. Aux yeux des contemporains (et, on le soupçonne, de son biographe), Albert sort de cet épisode grandi: il a choisi la solidarité dynastique à ses ambitions individuelles.

Ce n'est pas l'orgueil d'Albert que désigne le titre du chapitre 7 (*Fatal Ambitions*), mais bien celui des princes protestants prétendant à la succession des duchés de Juliers et Clèves, l'électeur de Brandebourg et le duc de Neubourg, mais également celle de l'archiduc Léopold d'Autriche. Albert, au contraire, est caractérisé par son *légitimisme* (p. 304) et son *pacifisme* (p. 317), évitant de se mêler de trop près à cette guerre de succession. Ce chapitre apparaît comme le moins pertinent et offre certains détails qui n'intéresseront que des spécialistes aguerris. Ainsi est cité par exemple, concernant le duché de Luxembourg, le fait qu'Albert avait accepté le passage de 20.000 soldats français pour rejoindre Juliers (p. 329) un jour avant que le roi Henri IV ne soit assassiné et que ses plans ne soient amendés sous la régence de Marie de Médicis. D'une manière plus générale, la crise montre que les princes protestants de l'Empire ne se soumettaient plus à la médiation impériale et que le pouvoir habsbourgeois était fragilisé.

Old Masters (chapitre 8) reste un titre assez énigmatique, se référant d'abord à la passion que partageaient Albert et le duc de Bavière pour les peintures des Pays-Bas méridionaux, mais aussi peut-être au rapprochement des familles d'Habsbourg et de Wittelsbach. Même si Albert cherchait toujours à maintenir la Trêve de Douze Ans, il n'était plus *obstinément neutre* (p. 346). Il engagea l'Armée de Flandres dans des opérations contre Aix-la-Chapelle et Mühlheim, en proie aux

‘rebelles’ protestants, et fit occuper une série de forteresses le long du Rhin, sans pour autant s’attaquer à Juliers, détenu par les Provinces-Unies. Comme toute narration portant sur des faits d’armes, ce chapitre risque de tomber dans l’histoire événementielle.

Le chapitre 9 (*Unfolding Legacies*), par contre, développe une problématique concrète, celle de la formation étatique des Pays-Bas du Sud. Rompant avec une vision téléologique des choses, Duerloo arrive à montrer que la santé défaillante d’Albert et le manque d’héritier ne signifiaient pas automatiquement la fin de l’autonomie des Pays-Bas. Au contraire, ne constituant plus de menace pour l’Espagne, son crédit augmentait. Par ailleurs, la possibilité que Philippe III cède les Pays-Bas à la mort d’Albert en apanage à son second fils ou en dot à une infante n’était pas écartée d’emblée.

Cometary Turmoil (chapitre 10) réexamine le déclenchement de la Guerre de Trente Ans en 1618 dans une optique européenne, le replaçant notamment dans le contexte de la Guerre de Quatre-Vingt Ans (interprétée comme une guerre civile plutôt que comme une guerre d’indépendance). Maintenir la Trêve entre les Pays-Bas du Nord et du Sud jusqu’à son expiration en 1621 était un enjeu primordial pour le régime archiducal, mais pas nécessairement dans l’intérêt des royaumes espagnols. Adoptant une perspective pan-habsbourgeoise, Duerloo montre d’un côté comment les dissensions internes en France (où Louis XIII s’engageait contre les Huguenots) et dans les Provinces-Unies (où le conflit entre Gomaristes et Arminiens se durcissait) profitèrent aux Habsbourg. D’un autre côté, la perte de la Bohême risquait d’affaiblir la dynastie sur le plan financier et de lui faire perdre son contrôle sur l’Italie du Nord (p. 461). Aucun foyer de crise ne peut être compris de manière isolée – voilà la leçon principale de ce chapitre.

Le dernier chapitre (*Virgin Victorious*) couvre la fin de règne d’Albert et, en parallèle, les premières années de la Guerre de Trente Ans, où triomphaient les armes des Habsbourg et des Wittelsbach. À la mort de l’empereur Matthieu, Albert fut à nouveau un successeur potentiel, moins controversé que son rival Ferdinand (p. 474). Hautement estimé comme *l’oracle de cette famille pour sa sagesse et son expérience* (p. 472), Albert renonça à nouveau pour des raisons de solidarité dynastique. Sur le plan militaire, il accepta d’envahir le Palatinat. L’auteur conclut que les trois cours de Vienne, Madrid et Bruxelles coopérèrent de manière si étroite qu’elles pouvaient être comparées aux *trois têtes de Cerbère* (p. 502). Cependant, le prix de leurs succès fut le revirement de la France sous Richelieu et l’impossibilité de prolonger la trêve avec les Provinces-Unies.

Appréciation générale

Ce livre concerne indubitablement le duché de Luxembourg, mais on n’y trouvera guère d’informations sur les relations entre les états provinciaux et Bruxelles et les mentions concernant Mansfeld, Berlaymont ou Neufeforge restent clairessemées. L’étude de Duerloo ne porte pas sur la politique interne, mais sur la politique ‘étrangère’ du régime archiducal, tout en questionnant ce qui fut ‘étranger’ à l’époque. L’archiduc Albert et son épouse sont principalement des Habsbourg et agissent dans l’intérêt de cette dynastie, ce qui n’empêche pas de fortes tensions entre les différents membres et branches. Duerloo décèle quatre logiques qui

permettent de mieux comprendre leurs motivations : (1) La logique dynastique se révèle dans le traitement des Provinces-Unies. Si les rebelles ne pouvaient être vaincus militairement, il fallait convaincre leurs meneurs aristocratiques de rentrer dans le giron. L'objectif de l'Acte de Cession de 1598 était d'établir une branche habsbourgeoise avec sa propre cour à Bruxelles afin de (re)fidéliser la noblesse locale. (2) La logique religieuse est omniprésente, étant donné que les Habsbourg se considéraient comme les champions de la Réforme catholique. Mais cela n'empêcha ni des accommodements avec les Protestants modérés (comme les Arminiens) ni des accords diplomatiques avec des puissances protestantes telle l'Angleterre. (3) La logique économique apparaît ici en arrière-fond dans les tractations concernant le paiement de l'Armée des Flandres, les embargos et guerres douanières, ainsi que le commerce outre-mer. (4) La raison d'État est évoquée surtout pour expliquer les stratégies du roi Henri IV de France, mais rarement mise en relation avec les Habsbourg. Leurs actions paraissent de façon primordiale motivées par la logique dynastique – une analyse qui convainc entièrement, même s'il faut se demander en quoi elle dépend du choix des sources primaires consultées. Les logiques religieuse et économique mériteraient des études toutes aussi fouillées.

La lecture, il faut le reconnaître, ne peut se faire sans un certain bagage historique. Aucune carte, chronologie ou tableau généalogique ne vient soutenir le profane et seul un index – très détaillé – permet d'identifier les personnages. Le style concis, mais non dénué d'humour, procure toutefois un véritable plaisir de lecteur et il serait dommage qu'un lecteur (en se basant sur l'index) ne s'attarde que sur quelques passages. Le grand mérite de l'auteur est d'avoir montré comment déjouer le 'nationalisme méthodologique' qui caractérise toujours bon nombre d'études historiques et d'avoir offert une véritable perspective 'transnationale'. Duerloo réussit ce pari en explorant des sources primaires en allemand, français, anglais, néerlandais, espagnol et italien – produites par les cosmopolites de la cour archiducal de Bruxelles.

Sonja Kmec

François REINERT / Änder BRUNS (Hrg.), Genie und Festung. Luxemburger Festungspläne in der Staatsbibliothek zu Berlin (Publications du Musée national d'histoire et d'art, 19 / Publications du Centre de documentation sur la forteresse de Luxembourg auprès du Musée d'histoire et d'art, 2), Luxembourg: MNHA, 2013, 283 S., ISBN 978-2-87985-221-8; 35 €.

Der vorliegende Band ist der Katalog für die gleichnamige Ausstellung, die im Musée Dräi Eechelen – Forteresse, Histoire, Identités (Luxemburg) vom 5. Oktober 2013 bis zum 31. März 2014 für das Publikum geöffnet war.

Zentraler Gegenstand der Ausstellung und Thematik des Buches sind Pläne der Festungsanlage Luxemburg seit dem 17. Jahrhundert, die aus den Beständen der Staatsbibliothek zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz stammen. Im Rahmen einer Kooperationsvereinbarung wurde ein repräsentativer Teil der Berliner Kartensammlung, einer der größten und bedeutendsten der Welt, für die Sonderausstellung aufbereitet. Zudem wurden die Fortifikationspläne der Festung

Luxemburg dabei digitalisiert. Dies erfolgte in Zusammenarbeit mit dem MNHA, das nun erstmals über einen digitalen Master dieser historischen Karten verfügt (siehe auch: www.deutsche-digitale-bibliothek.de/). Mit dem Format (A4 quergestellt) und dem Layout wurde eine sehr ansprechende Präsentationsform gefunden, welche der Abbildung der im Original großformatigen Karten ausreichend Platz bietet.

Nach Maßgaben der Historischen Geographie wird zunächst einleitend der Sammlungskontext erklärt (Warum befinden sich die relevanten Karten in Berlin und nicht in Luxemburg?) und einer der wenigen näher bekannten Kartographen (Antoine Hartmann) biographisch dargestellt. Der Aufbau des Bandes gibt das Konzept der Ausstellung wieder und folgt einer „geographischen Logik“: Die Gliederung zeichnet sich durch maßstäbliche Betrachtungswechsel aus. Thematisch wird von kleinen Maßstäben auf große gezoomt, d.h. von der Besprechung des jeweiligen Plans insgesamt zu ausgewählten Bereichen, die auf kleine und kleinste Details heruntergebrochen werden. Durchaus mit Humor, wenn etwa auf den Schnurrbart verwiesen wird, welcher der Kriegsgöttin Minerva in einer Kartenaus schmückung von 1728 (Teil des Einbandmotivs) nachträglich von einem „Spaßvogel“, wie die Herausgeber an dieser Stelle anmerken (S. 60), aufgemalt wurde. Diese und andere Detailkenntnisse sind die großen Stärken der Publikation – und auch der Ausstellung gewesen. Souverän führen die jeweiligen Autoren und Kuratoren das Auge des Betrachters über die dichte Informationsoberfläche, wie sie Karten eben repräsentieren. Damit wird chronologisch auf die Baugeschichte der Festung und auch auf die Entwicklung der kartographischen Zeichenkunst im Betrachtungszeitraum (1688-1876) hingewiesen. Letztere wird am Beispiel der Schraffur als Mittel zur zweidimensionalen Darstellung von Höhenreliefs kunsthistorisch versiert besprochen (S. 52-57).

Diese Detaildarstellungen sind jedoch auch das große Manko des Buchs, denn sie setzen beim Leser Grundkenntnisse des historischen Fachvokabulars voraus. Einer Fachsprache, von der ausgiebig Gebrauch gemacht wird (und in einer Fachpublikation auch werden muss), die aber nicht, oder nur unsystematisch und auszugsweise, erläutert wird. Stellenweise geht der sachunkundige Leser im Dickicht der fortifikatorischen Fachsprache verloren und fühlt sich an die Fortifikationsphantasien von Onkel Toby im „Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman“ (Fortsetzungsroman 1759-67, Kapitel XII, XXIV) erinnert. Der schrullige Kriegsveteran Toby, eine fiktive Gestalt aus der Hand des englischen Romanciers und Humoristen Laurence Sterne (1713-1768), baut gemeinsam mit seinem treu ergebenen Gefährten, Corporal Tim, im ausgedehnten Garten des Anwesens Festungsanlagen und stellt ganze Kriegsgeschehnisse nach – betreibt also Reenactment, wie es heute bezeichnet wird (und auch von der herausgebenden Dependance des MNHA in ihren Aktivitäten angeboten wird). Im Vermittlungskonzept drängen sich hier Analogien auf zum „Stammhaus“, dem Musée Dräi Eechelen und seiner permanenten Ausstellung zur Festungsgeschichte, die in Teilen eher einer dicht gestellten Realiensammlung von Spezialisten für Spezialisten gleicht als einer für alle inhaltlich zugänglichen Darstellung: Es fehlen – hier wie dort – Erläuterungen und (kulturgeschichtliche) Kontextualisierungen. Warum im Buch kein Glossar der Fachbegriffe zur Verfügung gestellt wird, ist nicht nachvollziehbar. Dabei hätte ein

kommentierter Idealplan genügt, oder die entsprechenden Festungsbauteile hätten, alphabetisch geordnet, als Miniaturbilder (*Thumbnails*) geboten werden können, wie es in der Zusammenstellung des „Gesamtkatalogs Pläne Nr. 1-164“ vorbildlich gehandhabt wurde. Gleiches gilt für die Bezugnahmen zur heutigen Stadtmorphologie Luxemburgs: Wo welcher Festungsteil im aktuellen Stadtbild zu finden ist, hätte mit kleinen Grundriss-Skizzen und Miniaturkartenausschnitten zur Orientierung begleitet werden müssen. Am Seitenrand eingefügt, hätte das weder das ästhetische Gesamtbild noch die Abbildungen gestört.

Insgesamt reiht sich dieser Katalog in eine Reihe von Publikationen jüngerer Datums ein, die sich mit der Festung Luxemburg auseinandersetzt¹. Will man den Katalog als Buch verstehen, wird der Kenntnisstand dieser Publikationen offensichtlich implizit von den Herausgebern vorausgesetzt. Trotz dieser Mängel an Benutzerfreundlichkeit wird der Katalog eine sehr nützliche Publikation für fachlich Interessierte sein. Außerdem ist er einfach auch schön zum Durchblättern!

Thomas Kolnberger

Guy May, Kultur und Gesellschaft in der Bundesfestung und der Stadt Luxemburg (1815-1914), Esch-sur-Alzette: Editions Schortgen, 2013, 128 Seiten; ISBN 978-2-87953-191-5; 29,50 €.

Die Auffassung, dass Luxemburg lange Zeit ein kulturell rückständiges Land war, das den allgemeinen Entwicklungen auf den Gebieten der Kunst, der Literatur oder der Architektur nachhinkte, ist weit verbreitet. Bis zum Aufkommen der modernen Eisenindustrie Ende des 19. Jahrhunderts gilt das Großherzogtum als armes Agrarland ohne gesellschaftlichen Glanz. Auf den ersten Blick scheint die Abbildung auf dem Cover der Publikation von Guy May diesen Eindruck zu bestätigen. Die Ansicht von Christoph Wilhelm Selig zeigt die imposanten Verteidigungsanlagen des Bockfelsens, hinter denen die Bürgerhäuser der Stadt Luxemburg fast gänzlich verschwinden. Unweigerlich denkt man an die physische, aber auch geistige Enge, die innerhalb dieser erdrückenden Festungsmauern geherrscht haben muss.

Doch dem war nicht so. Schon ein rasches Durchblättern des reichhaltig illustrierten Bandes offenbart eine überraschende Vielfalt an kulturellen Aktivitäten, die das gesellschaftliche Leben sowohl in der Bundesfestung als auch später in der offenen Stadt prägten: Statuten diverser Vereine, Gesangspartituren, Ankündigungen von Konzerten, Programmhefte von Theateraufführungen, Einladungen zu Festen, Fotos von Karnevalsumzügen, Postkarten mit beliebten Gaststätten und vieles mehr. Die vom Autor zusammengetragene Dokumentation zeugt von der Dynamik des Kultur- und Soziallebens in Luxemburg zwischen 1815 und 1914.

¹ Siehe: André BRUNS, Bundesfestung Luxemburg: 1815-1866 (Publications du Centre de documentation sur la forteresse de Luxembourg auprès du Musée d'histoire et d'art, 1) Luxemburg 2012; MUSÉE D'HISTOIRE DE LA VILLE DE LUXEMBOURG (Hrg.), Das Leben in der Bundesfestung Luxemburg (1815-1867) (Ausstellungskatalog), Luxemburg 1992; MUSÉE D'HISTOIRE DE LA VILLE DE LUXEMBOURG (Hrg.), Luxembourg – Forteresse d'Europe. Quatre siècles d'architecture militaire – Luxembourg – Festung Europas. Vier Jahrhunderte Militärarchitektur (Ausstellungskatalog), Luxemburg 1998.

Wer war für diesen Aufschwung verantwortlich? Der junge Luxemburger Staat wie auch die Gemeindeverwaltung der Stadt Luxemburg engagierten sich kaum im kulturellen Bereich. Kultur im 19. Jahrhundert basierte fast ausschließlich auf privater Initiative. Es waren die Bürger der Stadt, die sich zusammenfanden und Lese- oder Musikgesellschaften gründeten, die neben ihrer beruflichen Tätigkeit als Richter, Lehrer, Beamte, Ärzte oder Geschäftsleute historische und naturwissenschaftliche Sammlungen anlegten, als Amateure musizierten und Theater spielten. Die Vereine waren der Ort, an dem sich diese neuartige bürgerliche Kultur ausbildete. 1818 wurde der erste Verein in der Festungsstadt gegründet. Die sogenannte „Société du Casino“ setzte sich zum Ziel, ein „geselliges und erholsames Beisammensein“ zu fördern. In den darauffolgenden Jahren kam es zu einer großen Anzahl von Vereinsgründungen. Guy May zählt nicht weniger als 97 verschiedene Vereine auf, die in der Zeit zwischen 1818 und 1914 auf dem Gebiet der Stadt Luxemburg entstanden, ohne dabei Anspruch auf Vollzähligkeit zu erheben. Es handelte sich um Organisationen, die einfach nur der öffentlichen Geselligkeit dienten, wie z. B. der „Cercle Bourgeois“ (1819) oder die „Société Luxembourgeoise“ (1827), um wissenschaftliche und kulturelle Vereinigungen, wie z. B. der „Verein zur Nachforschung nach den historischen Monumenten und zur Bewahrung derselben im Großherzogtum Luxemburg“ (1845), um Gesang-, Musik- und Theatervereine, um Wohltätigkeits- und Unterstützungsvereine, um Sportsvereine usw. Die Angehörigen der preußischen Garnison nahmen aktiv an der kulturellen Entwicklung der Stadt teil. Das Offizierkorps pflegte gute Beziehungen zu den Bürgern und wirkte in den städtischen Vereinen mit. Insbesondere die Militärmusiker der preußischen Regimenter, die in der Festung stationiert waren, unterstützten die jungen und noch unerfahrenen Luxemburger Chöre, Harmonien und Fanfaren. Der französische Einfluß nahm dagegen erst im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu.

Indem sie das Interesse an der einheimischen Kultur förderten, leisteten die Vereine einen wichtigen Beitrag zur Entstehung eines Nationalgefühls. So war die 1849 gegründete „Société de Gymnastique“, kurz „d’Gym“ genannt, nicht ein reiner Turnverein, sondern es wurde vielmehr auch Theater gespielt. Die musikalischen Komödien von Dicks (Edmond de la Fontaine), die zu den großen Klassikern der Luxemburger Literatur zählen, wurden von der Gym uraufgeführt. Auch andere Gesellschaften trieben die Beschäftigung mit der eigenen Sprache, mit den Volksagen und der Geschichte des Landes sowie den Luxemburger Sitten und Bräuchen voran und trugen somit entscheidend zur Bildung eines kulturell-historischen Nationalbewußtseins bei. Aus dem blühenden Musikleben um die Mitte des 19. Jahrhunderts entsprang dann auch die Nationalhymne. Am 5. Juni 1864 wurde die von Jean Antoine Zinnen komponierte „Ons Hémecht“ in Ettelbrück auf einem Fest des Allgemeinen Luxemburger Musikvereins zum ersten Mal vorgetragen. Doch Luxemburg hatte lange Zeit mehrere Lieder, die bei offiziellen Feierlichkeiten gesungen wurden und den nationalen Zusammenhalt symbolisierten. Neben dem „Feierwon“, den Michel Lentz zur Einweihung der Eisenbahn 1859 geschrieben hatte, galt auch kurioser Weise der „Hämmelmarsch“ anfänglich als Nationalhymne.

Das Augenmerk Mays gilt der öffentlichen Geselligkeit. Nach seiner Einschätzung fanden feierliche Einladungen von begüterten und einflußreichen Familien nur vereinzelt statt. Die 2013 veröffentlichte Dissertation von Josiane Weber über

Elitenbildung und Lebenswelten der Luxemburger Oberschicht während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeichnet ein anderes Bild der privaten Geselligkeit. Kränzchen und Besuche, Feste und Dinners führten zu einem regen Austausch zwischen den Familien des gehobenen Bürgertums. Laut Weber verlagerte sich die bürgerliche Geselligkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts von den Vereinen in einen familiären Rahmen. Die Häuser und Villen der Oberschicht entwickelten sich immer mehr zu einem Ort, an dem Bankette, Bälle und Empfänge veranstaltet wurden. Sie lösten die Vereine in ihrer Funktion als Mittelpunkt der bürgerlichen Geselligkeit ab. Dennoch kann man nicht von einem Niedergang der Vereinskultur sprechen, denn die Mittel- und Unterschichten wurden zu den neuen Trägern dieser Form der Geselligkeit. Um die Jahrhundertwende waren es Geschäftsleute, Handwerker, kleine Beamte, Angestellte und Arbeiter, die sich zu Chören, Fußballmannschaften oder Brieftaubenklubs zusammenschlossen. Die rege Vereinstätigkeit spielte sicherlich auch eine wichtige Rolle bei der politischen Emanzipation immer breiterer Gesellschaftsschichten, die schließlich in die Einführung des allgemeinen Wahlrechts nach dem Ersten Weltkrieg mündete.

Das handliche Buch von Guy May bietet eine gut lesbare Einführung in das noch weitgehend unerforschte Feld der öffentlichen Geselligkeit und der Populärkultur in Luxemburg im 19. Jahrhundert. Der Autor selbst beansprucht keine streng wissenschaftliche Aufarbeitung des Themas, sondern will Lust an einem solchen Forschungsprojekt wecken. Dies gelingt ihm vollends.

Guy Thewes

Erny DROUET, „Schmelz“ Steinfort. Die Familie Collart, Ehleringen 2013, 253 S.; ISBN: 978-99959-0-007-6; 39 €.

Die „Industrie“ in Luxemburg wird in der Regel mit der eisenverarbeitenden Industrie gleichgesetzt und zudem meist auf einen geografischen Raum reduziert. Es ist in erster Linie das nach seinen ehemaligen bergbaulichen Aktivitäten benannte „Bassin minier“, welches sich im äußersten Südwesten des Landes erstreckt, das mit der Eisen- und Stahlerzeugung in Verbindung gebracht wird. Andere Ortschaften im Zentrum und Westen des Landes (z.B. Fischbach, Dommeldingen, Simmern) sind vielen nur aus der protoindustriellen Epoche bekannt.

Die „Schmelz“ von Steinfort, die immerhin bis 1931 produzierte, bleibt in der Industriegeschichte in den meisten Fällen eine Randnotiz.¹ Umso wichtiger ist es die vernachlässigte Werksgeschichte in einer Monografie aufzuarbeiten und diese Lücke zu schließen.

Die historische Entwicklung eines industriellen Standortes oder eines Unternehmens wird oft abhängig gemacht von einzelnen Persönlichkeiten und deren individuellen Handlungen. Bekannte Beispiele für solche Verknüpfungen sind u.a. das

¹ Vgl. CHOMÉ, Felix, *Un siècle d'histoire industrielle 1911-1964*, Luxembourg 1964; QUASTEN, Heinz, *Die Wirtschaftsformation der Schwerindustrie im Luxemburger Minett*, Saarbrücken 1970; MUSÉE NATIONAL D'HISTOIRE ET D'ART (Hg.), *L'industrialisation du Luxembourg de 1840 à 1914*, Luxembourg 1994.

Unternehmen ARBED mit den Familien Metz und Mayrisch oder die Bergbauortschaft Lasauvage mit dem Baron de Saintignon. Auch der Autor Erny Drouet folgt bei seiner Arbeit dieser Tradition und identifiziert – wie der Untertitel bereits andeutet – die Steinforter „Schmelz“ mit der Familie Collart. Die Familie hatte das Werk zwar nicht gegründet, aber die Gebrüder Charles und Jules Collart hatten die primitive Anlage modernisiert, die bis zu ihrer Übernahme 1855 nur mit Holzkohle und Rasenerz fuhr. Daneben betrieben sie aber nicht nur Hochöfen in Steinfort. 1872 gründeten sie mit dem aus Irland stammenden Thomas Byrne die Aktiengesellschaft „S.A. Hauts-Fourneaux de Rodange“. Damit ihre Werke konkurrenzfähig blieben, hatten sie bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach und nach Konzessionen für Erzfelder und Gruben in Esch/Alzette, Oberkorn und Tetingen erworben.² Somit waren sie auch bedeutende Grubenbesitzer.

Die Familie Collart gehörte im 19. Jahrhundert wie die Familien Pescatore, Metz oder Servais zu den mächtigen Wirtschaftsdynastien in Luxemburg. Diese Tatsache spiegelt der Autor in den ersten Kapiteln wider und führt dem Leser vor Augen, dass die Familie Collart wohl die Dynastie war, die hierzulande am längsten in der eisenproduzierenden Branche tätig war, d.h. vom *Ancien Régime* bis zum Ersten Weltkrieg. Charles (1829-1910) und Jules Collart (1831-1917) erhielten das Steinforter Werk 1855 von ihrer Mutter. Zuvor betrieb die Familie u.a. ein Eisenhammerwerk in Dommeldingen. Obwohl die Gebrüder ihr Unternehmen immer weiter ausbauten, kann man sie nicht als sogenannte „self-made men“³ bezeichnen. Daher geht der Autor auf die Familiengeschichte und die Genealogie der Collarts ein, indem er nicht nur den Stammbaum darstellt, sondern das Schicksal jedes einzelnen Nachkommens erläutert. Dabei war die Familie Collart verglichen mit anderen Familien der Luxemburger Oberschicht eine kinderreiche Familie.⁴

Des Weiteren rücken in den ersten Kapiteln besonders die Behandlung der Besitztümer (Fischbach, Dommeldingen, Bettemburg, Schengener Schloss, Berburg) von Charles Joseph Collart (1726-1812), dem Begründer der Dynastie, und anhand von Auszügen der Volkszählungen, die Zusammensetzung der Haushalte dem mit Personal ins Blickfeld. Diese Aufzählungen bieten eine Vorstellung von der wirtschaftlichen und alltäglichen Lebenssituation einer adeligen und später industriell tätigen großbürgerlichen Familie. Das Hinzuziehen von weiteren Privatarchiven der Familie Collart⁵ und eine eingehende Analyse dieser Quellen wäre für die

² Bereits ihr Vater Jean Charles Joseph Collart reichte in den Jahren 1823 und 1824 Gesuche zu Konzessionen in der Gemeinde Kayl ein. PAGLIARINI, Luciano et CLEMENS, Henri, *L'autre Mine. La Mine dite "Bei de Collaren" à Esch-Sur-Alzette. Période de 1726 À 1912*, Esch-sur-Alzette 2009, S. 30-32.

³ „[...] on observe au Luxembourg jusqu'au dernier quart de la XIXe siècle la présence de self-made men qui, sans formation spécifique, fondent des entreprises sidérurgiques. À côté des frères Charles et Jules Collart, l'exemple le plus parlant est celui d'André Duchscher.“ So MAJERUS, Benoît, „Les bâtisseurs de la modernité“ ou the invisible men? *Les ingénieurs dans la sidérurgie luxembourgeoise de la deuxième moitié du XIXe siècle à 1940*, in: THOMES, Paul (Hg.), *Rohstoffbasis und Absatzmarkt. Die Schwerindustrie des Großherzogtums Luxemburg und das Aachener Revier*, Aachen 2005, S. 21-50, bes. S. 24.

⁴ WEBER, Josiane, *Familien der Oberschicht in Luxemburg. Elitenbildung & Lebenswelten 1850-1900*, Luxembourg 2013, S. 179.

⁵ „Zum Schluss seien noch die Privatarchive der Familie Collart und de la Fontaine erwähnt. [...] Die überlieferten Quellen beziehen sich hauptsächlich auf das Alltagsleben dieser Großfamilie. Neben

Forschung sicherlich von Gewinn gewesen, denn die restlichen Erläuterungen bezüglich der Biographie der Hüttenherren liefern keine neuen Erkenntnisse. Die politische Einordnung der Familie Collart wird unvollständig behandelt, dabei wäre dies von Interesse auch in Bezug auf die Firmenpolitik. Gehörten die Collart zu der emporstrebenden „bourgeoisie d'affaires“ mit liberalen Tendenzen wie die Dynastie der Metz⁶ oder sind sie dem traditionellen, katholisch-konservativen Milieu zuzuordnen? Die Gegenüberstellungen der Autoren von Nachrufen für Jules Collart, in unterschiedlichen luxemburgischen Zeitungen, u.a. dem „Escher Tageblatt“ und „Luxemburger Wort“, lassen vermuten, dass die Collart dem katholisch-konservativen Milieu angehörten.⁷

Der Erfolg eines Unternehmens hängt aber nicht nur von der Eigentümerfamilie ab. Die Steinforter „Schmelz“ muss ab dem Zeitpunkt der Modernisierungsarbeiten über professionelles Personal – Ingenieure, Meister, Verwaltungsbeamte, usw. – verfügt haben, auch wenn die Ingenieure, die eine universitäre Ausbildung abgeschlossen hatten, noch selten waren.⁸ Unter diesem Aspekt behandelt der Autor nur die Biografie von Gust Loosé, Ingenieur, Hochofen-Chef und Generaldirektor. Welche Strategie das Unternehmen „Charles & Jules Collart“ – seit der Übernahme 1912 durch „Felten & Guillaume Carlswerk A.G.“ hieß es „S.A. des Hauts-Fourneaux et Acières de Steinfort“ – bei der Auswahl ihrer Ingenieure und Beamten verfolgte und welches Wissen sie daraus generierte, bleibt unklar.

Diese Lücke lässt sich einerseits dadurch erklären, dass der Zugang zu Personal-dossiers schwierig ist, da sie oftmals nicht aufbewahrt wurden. Andererseits ist die mangelnde Sichtbarkeit dieser Berufskategorie ein Erklärungsmotiv: „Face à un patronat très visible (vie, politique, presse, pouvoir économique ...), l'ingénieur-employé n'arrive pas vraiment à développer sa propre identité; cette construction est rendue d'autant plus difficile qu'il ne veut pas non plus s'identifier à l'employé ou, 'pire' encore à l'ouvrier.“⁹

Zwar spart der Autor den „Mittelbau“ des Unternehmens aus, doch geht er punktuell auf die untere Kategorie in der sozialen Hüttenhierarchie ein, also die Arbeiterschaft. Im Kapitel über Jules Collart heißt es: „Als leitender Chef des Werkes hat Jules Collart stets verstanden, sein Personal ‚durch nahezu väterliche Anhänglichkeit‘ an sich zu fesseln, so dass Beamte und Arbeiter, die 30, 40 ja sogar 50 Jahre

den veröffentlichten Erinnerungen Auguste Jacquinots stehen Haushaltsbücher, eine Briefsammlung, eine Menüaufstellung mit Namen der geladenen Gäste sowie Agenden zur Verfügung. Ein weiteres Privatarchiv der Familien Collart-Laval und Collart-d'Anethan, die sich als Hüttenbesitzer in Dommeldange und später in Steinfort niedergelassen hatten, befindet sich im Nationalarchiv.“ WEBER, Familien der Oberschicht in Luxemburg (Anm. 4), S. 40.

⁶ „En fait, les Metz, dès cette époque [1848], peuvent être considérés comme les thuriféraires du libéralisme économique, symbolisé par le capitalisme manchestérien, [...]. Il va sans dire que nos industriels, déjà très actifs sur le plan politico-économique, les Metz, Pescatore, Collart, Servais et autres vont être parmi les premiers à intégrer la nouvelle Chambre des Députés.“ PAGLIARINI, L'autre mine (Anm. 2), S. 50.

⁷ Während das „Escher Tageblatt“ lediglich eine kurze Notiz veröffentlicht, ist im „Luxemburger Wort“ zu lesen: „Zusammen mit seiner edlen Gemahlin, welche ihm vor Jahresfrist im Tode vorausging, stiftete er viel Gutes. Bei der Gründung einer selbstständigen Pfarrei, im Jahre 1870, fehlte es sozusagen an allem. Das Kirchlein von damals wich, dank der starken Mithilfe der Familie Collart, einem geräumigen Prachtbau.“ (S. 35).

⁸ MAJERUS, „Les bâtisseurs de la modernité“ (Anm. 3), S. 23.

⁹ MAJERUS, „Les bâtisseurs de la modernité“ (Anm. 3), S. 49.

ununterbrochen in seinen Diensten standen, nicht selten waren.“ (S. 25). Hier bleibt der Autor ebenfalls einer historiographischen Tradition treu und rückt Jules Collart, indem er die positiven Auswirkungen des Paternalismus unterstreicht, in die Nähe eines Émile Mayrisch, Prototyp des luxemburgischen Paternalismus.

Andere Behauptungen bezüglich der Rekrutierungspolitik der Arbeiterschaft lassen sich schwer überprüfen: „Da das Steinforter Arbeitervolk um 35% billiger arbeitet als jenes im Kanton Esch, wird sich in einzelnen Werken und Erzgruben um die Anwerbung dieser Arbeiter gestritten.“ (S. 64). Hier fehlen Erklärungen für die Lohnunterschiede zwischen den Arbeitern der Steinforter „Schmelz“ und denjenigen des Kantons Esch.

Das Kapitel „Aus dem Gewerkschaftsleben“, das die Gründung einer Gewerkschaftssektion in Steinfort und die Streikbewegung von 1921 im Steinforter Werk behandelt, verknüpft die Politik der nationalen Arbeiterbewegung mit den Ereignissen in Steinfort. Anhand dieser zwei ausgewählten historischen Eckdaten lässt sich leicht eine Analyse und ein Vergleich zu den Ereignissen in anderen Industriestädten ziehen. Somit bietet diese Abhandlung eine Ergänzung zur allgemeinen Literatur der Arbeiterbewegungen.¹⁰ Wie in den vorherigen Kapiteln wird auf eine klare chronologische Schilderung geachtet.

In dem Kapitel „Chronik der Steinforter Hütte“ skizziert der Autor die Vorgeschichte der Steinforter „Schmelz“ bevor das Werk in den Besitz der Familie Collart überging (1819-1855), dann die Modernisierung des Werks durch die Collart (1855-1911), die post-Collart-Phase der „Schmelz“ unter der Verwaltung der deutschen Firma „Felten & Guillaume“ (1911-1919), den Ersten Weltkrieg und die Kriegsproduktion, den Verkauf nach der deutschen Niederlage an die „Société des mines de la Loire“ (1919), die Schließung im Jahr 1931 und schließlich die diversen Anlaufversuche in der Zwischenkriegszeit und später während der deutschen Okkupation im Zweiten Weltkrieg.

Bei verschiedenen Themenkomplexen hat sich der Autor an andere Historiker angelehnt. Er hat, wie er selbst angibt, den Inhalt des Unterkapitels „Die Hochöfen von Steinfort unter der Verwaltung von Felten & Guillaume 1911-1919“ aus einem Artikel von Jacques Maas übernommen.¹¹ Hier werden dem Leser, der bis jetzt vor allem mit einer Erfolgsgeschichte konfrontiert war, auch die Versäumnisse in der Industriepolitik der Collart vor Augen geführt. Im Gutachten eines deutschen Ingenieurs, erstellt vor dem Verkauf an F&G, wird darauf hingewiesen, dass man „die aufgewendeten Mittel zu wenig nutzbringend verwendet und irgend eine weitere Entwicklung des Werkes nicht berücksichtigt [hat].“ Die Collarts, zu dem Zeitpunkt repräsentiert durch den Sohn und Nachfolger von Jules Collart, Robert Collart (1873-1957), waren, vom technischen Standpunkt aus betrachtet, offensichtlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit.

Es sind vor allem diese zusammengetragenen Dokumente und Quellentexte, die dem Buch Substanz verleihen. Dazu zählen die bereits erwähnten Auszüge aus

¹⁰ SCUTO, Denis, Sous le signe de la grande grève de mars 1921. Les années sans pareilles du mouvement ouvrier luxembourgeois, Esch-sur-Alzette 1990.

¹¹ MAAS, Jacques, Walther Rathenau et les hauts fourneaux de Steinfort (1911-1919), in: Hémecht 43 (1991), S. 141-183.

den Volkszählungen oder auch der Vortrag von Guy Loosé „Der Werdegang der Eisenindustrie Luxemburgs seit 1879“, publiziert 1905 als Sonderabdruck in der Zeitschrift „Stahl und Eisen“. Letzterer lässt tief in die Logik eines Industriellen blicken und ist gleichzeitig eine interessante Gegenwartsanalyse, die den späteren Niedergang der Steinforter Eisenindustrie antizipiert.

Das Buch stellt demnach keine einheitliche Synthese dar, sondern setzt sich zusammen aus dem „Stammbaum der Familie Collart“ und einem chronologischen Überblick zur Steinforter Hütte, ergänzt mit Episoden aus der Eisenbahn- und Technikgeschichte und einer Dorfchronik von Steinfort. Dieses thematische Mosaik, bestehend aus einer Sammlung von „Geschichtsschnipseln, lokalkundigem Wissen und bestehender Literatur“, war laut Vorwort des Autors so gewollt.

Laure Caregari

Pit PÉPORTÉ, Constructing the Middle Ages. Historiography, Collective Memory and Nation-Building in Luxembourg (National Cultivation of Culture, 3; Publications du CLUDEM, 34), Leiden: Brill, 2011, XV-336 p.; ISBN 978-90-04-21067-7; 50,00 €.

In *Constructing the Middle Ages*, the author investigates some of the most important founding myths and lieux de mémoire of Luxembourgian national historiography. Drawing on a diverse range of sources and written in a concise, well-structured style, Péporté deconstructs the process of creating and representing a medieval past in Luxembourg. Although the book covers medieval, early modern and modern sources, Péporté's research mainly focuses on the nationalist era of the nineteenth and twentieth centuries. It demonstrates how medieval history, particularly from the nineteenth century onwards, was used for the creation of a national past and a national identity. Considering history as “an example of how the nation justifies itself” (p. 11), Péporté intends his book to help “cleaning up the toxic waste of the nationalist interpretation of the past”¹ (p. 17). In doing so, he endorses Stefan Berger's viewpoint that “a vision of history writing as permanent critique of identitarian construction is perhaps the best hope against the nasty underbelly of national history.”²

As the title suggests, Péporté does not simply study the representations of Luxembourg's medieval past in historiography and the evolution of those representations over time. Instead he concentrates on collective memory and the use of symbols – *lieux de memoire* – for the ‘invention of the nation’. He studies the dynamics of remembrance of four medieval characters, each of whom represents a building stone in the construction of the national narrative: Count Sigefroid is the founding father, Melusine his mythical wife, John of Bohemia is the national hero and Countess Ermesinde symbolizes the missing link between the tenth and the fourteenth

¹ Péporté takes this quote from Patrick J. GEARY, *The Myth of Nations. The Medieval Origins of Europe*, Princeton/Oxford: Princeton University Press, 2002, p. 15.

² Stefan BERGER, Introduction: Towards a Global History of National Historiographies, in: IDEM (ed.), *Writing the Nation. A Global Perspective*, Hampshire/New York: Palgrave Macmillan, 2007, p. 29.

century. Their combined 'history' creates an illusion of unity and continuity, which is further spun from medieval times to the present and has helped legitimizing the Luxembourgian nation and its rulers.

Sigefroid is represented in historiographical and popular accounts as 'the first count of Luxembourg', the man who built the first castle and, as a result, founded the city and the nation. In reality he was a tenth century administrator of whom 'the little we know has been interpreted and charged with symbolism' (p. 21). Péporté shows how the strong impact of Catholic historiographers on Luxembourgian national historiography was an important factor in the most obvious case of deliberate forgetting, that of Conrad I (eleventh century). Although Conrad was the 'real' first count of Luxembourg, Sigefroid was claimed to be more pious. In addition, he had the benefit of being older: an earlier birth date of the nation made it stronger. It is not the only case in the book that reveals the relativity and contingency of the historical narrative. Péporté demonstrates how 'it would have been entirely possible for alternative narratives to have emerged', none of which would be 'inherently more truthful' than the others (p. 279).

The use of Sigefroid as a founding father of a castle, a nation and a dynasty saw its climax in the millennium celebrations of Luxembourg in 1963. Since then, archaeologists and historians have demolished most of the myths surrounding Sigefroid. However, ongoing discussion amongst historians and the lack of an alternative that 'allows emotional identification' prevent these re-evaluations to infiltrate political or popular culture. The image of Sigefroid in collective memory therefore remains unchanged, even though its importance as a national symbol has declined since the 1980s as it no longer coincides with Luxembourg's modern self-image as an international, European-oriented player.

The widely read and often translated tale of Melusine, a beautiful woman with a serpent tail, was compiled in the late fourteenth century by Jean d'Arras to legitimate the conquests of his patron, Duke John of Berry, by means of an invented ancestry that linked the dynasties of Lusignan and Limburg-Luxembourg. In the context of nineteenth-century Romanticism, the medieval myth of Melusine was transformed into a popular patriotic myth. Melusine, now with a less intimidating fishtail, became Sigefroid's wife and thus a part of the founding myth of the nation. As a symbol of fertility and unification she developed into a versatile mascot in Luxembourgian society. From opera protagonist over postage stamp image and children's books character to chocolate figure, night club logo and feminist inspiration: Melusine is still omnipresent today, although the figure has increasingly moved into the world of folklore.

Another female character to represent medieval Luxembourg is thirteenth-century Countess Ermesinde. As a descendant of Sigefroid, she represents the connecting link between Luxembourg's first dynasty and the late-medieval one. Her meaning as a symbol of Luxembourgian national identity is twofold. In the liberal bourgeois society of mid-nineteenth-century Luxembourg, historians emphasized the liberties she accorded to the towns, representing her as the initiator of bourgeois society. Secondly, Ermesinde was portrayed as a 'pious princess' for her role as the alleged founder of the abbey of Clairefontaine. Ermesinde's reputation was decisively shaped during the Counter-Reformation, with the arrival of the Jesuits

and the development of the cult of the Virgin Mary . When in the twentieth century, in the post-war climate of political uncertainty and instability, the Luxembourgian monarchy needed legitimisation, Grand Duchess Charlotte was strategically styled as a modern incarnation of the liberal and pious Ermesinde. Depicted as the caring ‘mothers of the nation’, their relationship established a parallel of unity and continuity between contemporary events and the Middle Ages.

The last character to be scrutinized by Péporté is the fourteenth century ruler John, count of Luxembourg and king of Bohemia, the second best-known historical figure in the country after the former Grand Duchess Charlotte († 1985), according to a 1989 poll. In medieval literature, especially in the works of Guillaume de Machaut and Jean Froissart, King John was lauded for his ideal-typical chivalric values such as honour, virtue, gentility, courage, loyalty and generosity. With his glorious death at the battle of Crécy, where the blind king sacrificed his life for the French ally, the image of the perfect knight was complete. Yet his lasting fame at the battlefield was as heroic as his political reputation amongst his contemporaries was contested. As early modern historiographical accounts preferred political events over chivalric exploits, John’s reputation deteriorated.

Local Luxembourgian historians such as Jean Bertels, however, were markedly more positive: they stressed his political and military successes and represented him as a ‘patriotic ruler’. The many relocations of John’s sepulchre played a vital part in the survival of his memory and his long-lasting esteem. In the late eighteenth and the nineteenth centuries, John of Bohemia was made a national hero on a three-fold basis: as true patriot, as founder of the highly popular trade fair *Schobermesse* and as romanticized hero, braving death at the battle of Crécy. From paintings over poems to school books, John became an essential ingredient of the country’s national narrative. It is only since the end of the twentieth century, at an international symposium organized in 1996, that historians have suggested a more nuanced image of King John’s politics – an image that is, not surprisingly, also more in tune with the actual needs of Luxembourgian culture and politics. John is now no longer a national hero, but a skilled diplomat and a true European champion.

“Some studies of *Lieux de mémoire* convey a feeling of nostalgia,” Péporté concludes, “but in Luxembourg medieval subjects are very alive and are continually being reshaped” (p. 289). The author has persuasively demonstrated this by extending the source basis of his research beyond historiography, to include literature, songs, art, newspapers, ceremonies and popular gimmickry. These interesting side trips into what Billie Melman has called ‘the culture of history’³ – the practices, uses and meanings given by individuals to (symbols of) the past – turn the book into a compelling addition to the literature on national history writing.

Sarah Keymeulen (Gent)

³ Billie MELMAN, *The Culture of History: English Uses of the Past 1800-1953*, Oxford: Oxford University Press, 2005.

Albert HOEFLER, Roman eines Lebens. Vorgestellt und kommentiert von Jeff Schmitz (Lëtzebuurger Bibliothék, 20), Mersch: Centre national de littérature, 2013, 429 S.; ISBN 978-2-919903-29-0; 15 €.

Bei dem 2013 erschienenen 20. Band der vom Centre national de littérature herausgegebenen Reihe „Lëtzebuurger Bibliothék“ handelt es sich um den bis dato unveröffentlichten und einzigen Roman des deutschsprachigen Lyrikers, Literaturkritikers und Feuilletonisten Albert Hoefler (1899-1950). Der von Jeff Schmitz verfasste Kommentar zu dieser Ausgabe basiert auf detaillierter Quellenforschung und enthält reichlich aufschlussreiche Querverweise zu Autoren aus Hoeflers Wirkungskreis. Darüber hinaus bedingen die literaturhistorischen Eingliederungen und literaturästhetischen Interpretationen, dass auch dieser Band einen wichtigen Beitrag zur Literaturforschung leistet.

Roman eines Lebens erzählt die Lebensgeschichte Robert Holzers, geboren um die Jahrhundertwende, in dem an den Ausläufern der Ardennen gelegenen Abteistädtchen Echterhausen im Herzogtum Lützelburg. Allein diese Angaben dürften dem in der Luxemburger Literatur bewanderten Leser reichen um zu erkennen, dass es sich bei diesem Text eigentlich um die nur dürftig verschleierte Autobiographie des Autors Hoefler handelt.

Teil 1, der die Zeit zwischen 1899 und 1925 abdeckt, behandelt Kindheit-, Jugend- und frühe Erwachsenenjahre Holzers und endet mit dem Tod des Vaters. Das idyllische Leben in Echterhausen, das Familienleben, die Zeit am Gymnasium, in der Lehrerschule und das Studium in Bonn sowie erste Liebeserfahrungen sind die Stationen, die hier im Mittelpunkt stehen. Dem Leser wird ein Einblick in die Entwicklung des angehenden Dichters Holzers gewährt, erste Gehversuche auf der heimischen Literaturszene werden kommentiert und Holzers Auffassung von Literatur und sein Verständnis der Rolle des Dichters dargelegt.

Des Weiteren, und hier befindet sich der eigentliche Mehrwert dieser Entwicklungsgeschichte eines jungen Dichters an der Peripherie der deutschsprachigen Welt, wird Holzers allmähliche Vernetzung mit der lokalen Literaturszene hervorgehoben und diese erweist sich als außerordentlich informativ. Erste persönliche und literarische Kontakte zu Schriftstellern und Literaturschaffenden wie Professor Guthardt (Damian Kratzenberg), Fritz Mangan (Emil Marx), Pier Vanaiken (Pol Michels), Johannes Müller (Batty Weber), Claus Anker (Norbert Jacques), Heinrich Dorner (Nik Welter), Fred François (Sepp Hansen) lesen sich zuweilen wie zum Leben gebrachte Literaturgeschichte, auch wenn (oder gerade weil) der Erzähler auf persönliche Stärken und Schwächen der jeweiligen Schriftsteller hinweist. Dieser frühe und eifrig gepflegte Zugang zum literarischen Milieu, gepaart mit der ausgesprochenen Vorliebe und Begeisterung für die deutsche Literatur, erwecken beim jungen Holzer schon sehr früh den Wunsch, als unabhängiger Schriftsteller in Deutschland Karriere zu machen.

Teil 2, der sich auf die Jahre 1926 bis 1939 konzentriert, beschreibt das Ende des Professoren- und Schriftstellertraums, das ernüchternde Leben als Hüttenbeamter im Süden des Landes, den Tod der Mutter und die darauffolgende Depression des Dichters sowie das Kennenlernen seiner zukünftigen Lebenspartnerin. Die einzigen literarischen Lichtblicke während dieser Zeit sind Holzers kurze Lehrtätigkeit

bei jungen mittellosen Grubenarbeitern und die Redaktionsarbeit für die Literaturbeilage des Elzinger Tageblatts.

Auch dieser Teil enthält wertvolle Momentaufnahmen aus dem Lützelburger Literaturleben, wie zum Beispiel die Gründung der Cahiers luxembourgeois und Holzers Schlüsselrolle beim Herstellen der Verbindung zwischen Lützelburger Schriftstellern und dem Bund rheinischer Dichter. Zudem finden sich auch hier, literaturhistorisch betrachtet, wichtige Einblicke in Zeitdiskurse u.a. zur fehlenden Anerkennung der Lützelburger Literatur oder zur Einstellung vieler Literatur- und Kulturschaffenden.

Wie diese Zusammenfassung bereits nahelegt, sind es die privilegierten Einblicke hinter die Kulissen der Luxemburger Literaturszene der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die diesen autobiographischen Roman zu einem durchaus wertvollen Zeitdokument für die Literaturgeschichtsforschung machen. Sie erlauben es dabei auch, über die eher dürftigen literarischen Qualitäten des Textes hinwegzusehen. Denn weder Stil, noch Plot geschweige denn die Charakterzeichnung des Protagonisten können überzeugen. Letztere scheitert vor allem an der variationslosen Darstellung von Holzers Hypersensibilität, getarnt als dichterische Empfindsamkeit: in typisch romantischer Manier sehen wir ihn als feinfühligem Jüngling, an Bäume gelehnt, der sich über die Schönheit des Lebens und seiner Mysterien ausweint, später als Anhänger der L'art pour l'art-Literaturauffassung mit einer Elfenbeinturmexistenz liebäugelt und am Unglück des gesellschaftlichen Missverständnisses des Dichters verzweifelt. Die Beschreibungen seines Innenlebens und seiner Gemütszustände sind einem stilistischen Pathos verpflichtet und, ob der Emphase und Sublimierung des Gefühlten, ausgesprochen monoton. Dazu kommt die ständig bemühte Religionsmetaphorik, charakteristischer Bestandteil von Holzers Gefühlsausdruck, um seine übersteigerte Ehrfurcht vor der Literatur, dem Dichter und Frauen auszudrücken.

Die zeitliche Distanz zum damaligen Geschehen und heutige Lesererwartungen machen den ‚Roman‘ zuweilen schwer erträglich. Dies ist nirgends in höherem Maße der Fall als in Holzers Annäherungen, Beziehungen und Ansichten zu dem Wesen, das er in altbackener essentialistischer Manier als ‚das Weib‘ bezeichnet. Letzteres existiert nicht um seiner selbst willen sondern, mit Ausnahme der Mutter, nur in Bezug auf die Funktion, die ‚es‘ im Leben des Protagonisten zu erfüllen hat. So wundert es auch nicht, dass ‚es‘ sich lediglich zwischen den peinlichen Klischees der gütigen Muttergottes und Männer-mordender Femme fatale bewegt. Ähnlich wie Nicolas Ries *Le diable aux champs – une simple histoire* (1936/2013) und Max Goergens *D'Meedche vu Götzen* (1923/2011), die beide in derselben Reihe erschienen sind, liefert auch Hoeflers Text der Genderliteraturforschung aufschlussreiches Material, was die Wahrnehmung der Frauen durch männliche Autoren dieser Epoche betrifft.

Der Kommentarteil enthält Details zum Editionsbericht, Angaben zu Hoeflers literarischem Konzept, Stationen und Episoden seines Lebens und einen äußerst anschaulichen Bericht über seine Partizipation am Literaturbetrieb.

Wie schon erwähnt, handelt es sich bei dem Text um die durch die Fiktion verfremdete Autobiographie von Albert Hoefler. Jeff Schmitz Erklärungsversuch, weshalb Hoefler sich gegen die Publikation seines Textes zu seinen Lebenszeiten

entschieden hat, ist durchaus einleuchtend. Die literaturwissenschaftlichen Analysen zur narrativen Struktur und zu den gestalterischen Möglichkeiten, die die Fiktion dem Autor bietet, sind schlüssig dargestellt. Die Präsentation der verschiedenen Kategorien von Pseudonymen und Namensgebungen, auf die der Autor zurückgreift, um aus seiner Autobiographie einen „Roman“ zu machen, gibt äußerst interessante Einblicke in die Genese des Textes.

Der Kommentar ist besonders dort aufschlussreich, wo der literarische Text um die lebensweltliche Realität des Autors und kultur- und politikgeschichtlichen Eckdaten ergänzt wird. So werden Entstehungskontext und Zeitgeist rekonstruiert und kritisch reflektiert. Das Zusammenführen und Zitieren aus Hoeflers Gesamtwerk gibt Aufschluss über seine thematische Spannweite und erlaubt es, stilistische Charakteristika näher zu umreißen.

Für den Literaturhistoriker ist aber die Aufarbeitung von Hoeflers Beitrag zum Literaturbetrieb am wertvollsten. Schmitz nimmt sich hier genügend Zeit, um die im Text von Holzer/Hoefler häufiger angeführte Kunstauffassung Luxemburger Intellektueller zu kommentieren, Hoeflers Ansichten zur Mischkultur darzulegen und seine engagierten Versuche zur Schaffung einer luxemburgischen Schriftstellervereinigung mit reichlich Quellenmaterial und Abbildungen zu belegen.

Trotz der Fülle an Material, die dieser Band zur Verfügung stellt, bleibt eine Frage unbeantwortet. Sie mag müßig sein, ist aber dennoch nicht unwesentlich: Was war Hoeflers Beweggrund sich gegen die Autobiographie und für die Romanform zu entscheiden? Es ist zu bezweifeln, dass der Roman auf dem damaligen Literaturmarkt Erfolg gehabt hätte. Denn damals wie heute hätte das Interesse weniger seinem literarischen Wert gegolten, als eher dem Einblick in das Literaturgeschehen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, den er gewährt. Hoefler war, das zumindest bezeugt der Text eindeutig, ein ambitionierter und anspruchsvoller Mensch. Ging es bei diesem Text vielleicht darum, die Palette der von ihm gemeisterten Gattungen zu erweitern und neben Lyrik, Kurzprosa, literarischem Essay und Feuilleton auch die Kunst des Romans zu meistern? Wollte er sich etwa neben Batty Weber und Jean-Pierre Erpelding als deutschsprachiger Romanautor hervortun oder ging es vielmehr darum, dem Beispiel Alexander Weickers und Norbert Jacques nachzueifern? Wo wäre Hoeflers Roman in der Entwicklungsgeschichte des luxemburgischen deutschsprachigen Romans schließlich anzusiedeln? Diese Fragen mögen über den Forschungsbereich, den die „Lëtzebuerger-Bibliothék“-Reihe sich festlegt, hinausgehen, sind aber direkt an die Problematik um die Gattung dieses Textes gebunden. Ansichten hierzu hätten den ansonsten hervorragenden Kommentar wunderbar abgerundet.

Jeanne E. Glesener

Elisabeth BOESEN, Fabienne LENTZ, Michel MARGUE, Denis SCUTO, Renée WAGENER (Hg.), *Peripheral Memories. Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past* (Histoire, Bd. 36), Bielefeld 2012, 287 S.; ISBN 978-3-8376-2116-7; 33,80 € (Druckversion), 22,99 € (E-Book).

Der vorliegende Sammelband präsentiert die Ergebnisse einer Tagung, die das Forschungsprojekt „Expériences collectives, mémoires intergénérationnelles et

constructions identitaires: Témoins de la Seconde Guerre mondiale, mondes paysan et ouvrier, immigrants au Luxembourg“ im Herbst 2009 an der Universität Luxemburg organisiert hatte. Die vorliegenden Beiträge sind im kultur- und sozialwissenschaftlichen Feld der „Gedächtnis“-Forschung angesiedelt, das in den vergangenen Jahrzehnten eine regelrechte Hochkonjunktur erfahren hat. Der Band diskutiert die Bedeutung „peripherer Erinnerung“ für die Identitätsbildung von Einzelpersonen und Personengruppen. Als „peripher“ qualifizieren die Herausgeberinnen und Herausgeber die Erinnerungsformen, die sie untersucht haben, in zweierlei Hinsicht: Zum einen interessieren sie Formen des Erinnerns, die auf der Ebene des „Kleinen“, Privaten und Lokalen angesiedelt sind, und nicht, wie die Masse der vorliegenden Erinnerungsforschung, auf jener des Nationalen oder Transnationalen. Zum anderen handelt es sich dabei um Erinnerungsformen, die bislang wenig Interesse in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschung gefunden haben (S. 8). Die Relevanz der in diesem doppelten Sinne randständigen Formen des sozialen Gedächtnisses liegt insbesondere darin, dass sie ganz wesentlich zur Ausformung der Identitäten von Individuen und Gruppen beitragen. Das Luxemburger Projekt konzentrierte sich dabei im Anschluss an die Arbeiten des bekannten deutschen Sozialpsychologen Harald Welzer vor allem auf das Erinnern innerhalb von Familien. Es steht somit in der Forschungstradition von Maurice Halbwachs, Aleida und Jan Assmann oder Harald Welzer und befasst sich mit jenen Aspekten des „kollektiven“ und „kulturellen“ Gedächtnisses, die vor allem in der Familie und durch sie entstehen.

Dem vom Fonds National de la Recherche geförderten und 2010 abgeschlossenen „LuxID“-Projekt ist es gelungen, für Tagung und Tagungsband zahlreiche internationale Forscherinnen und Forscher zu gewinnen, die den Luxemburgbezug der eigenen Beiträge der Projektangehörigen um eine internationale Dimension erweiterten und die eingesetzten Methoden und erzielten Ergebnisse kritisch diskutierten. Die vorzügliche Einleitung Elisabeth Boesens stellt in aller Kürze Konzeption und Einzelbeiträge des Bandes vor. Am Ende des Bandes geben kurze biographische Skizzen Auskunft über die beteiligten Autorinnen und Autoren.

Eine erste Sektion behandelt die Zusammenhänge zwischen Gedächtnis und Familienbeziehungen. Zunächst stellt die französische Soziologin Anne Muxel die Ergebnisse ihrer umfangreichen Forschungen zu diesem Themenfeld vor, bei denen die Familie der Forscherin Gegenstand der Untersuchung war. Sie unterscheidet dabei zwischen drei Funktionen des erneuten Erinnerns im Rahmen einer „Soziologie der Intimität“: Übertragung, Wiederbelebung, Reflexion. An diesen vor allem methodologisch und forschungsstrategisch wichtigen Beitrag schließt der Sozialpsychologe Jan Lohl eine grundlegende Kritik von Methode und Deutung der Forschungsergebnisse Harald Welzers an. Anders als Welzer deutete Lohl die beobachtete Loyalität der nachfolgenden Generationen mit der Generation der NS-Täter vor allem als Ergebnis innerfamiliären und durchaus aggressiven Drucks der älteren auf die jüngeren Familienmitglieder (S. 46). Außerdem verweist er auf grundlegende methodische Fehler der Forschungsgruppe um Welzer. Sie habe familiäre Verteidigungsmechanismen unzureichend berücksichtigt (S. 40). Anhand empirischer Studien widerlegt er darüber hinaus Welzers Schlussfolgerung, die jüngere Generation sei hinsichtlich nationalsozialistischer Verbrechen überinformiert.

Lohl verweist auf einschlägige Studien, die zu dem gegenteiligen Befund kommen, dass keineswegs eine „Überinformiertheit“ der Nachkommen von NS-Tätern vorliege und deren innerfamiliäre Entlastung ein wichtiger Faktor der politischen Sozialisation rechtsradikaler Gruppen sei (S. 46). Zu dieser Kritik passen auch die Ergebnisse der Historikerin Renée Wagener, die von einer „geschichtslosen“ jungen Generation in Luxemburg spricht. Anhand empirischer Untersuchungen erläutert ihr Beitrag die Methode des Luxemburger Projekts. Wagener macht deutlich, dass die dominierende nationale Deutung der NS-Zeit in Luxemburg kaum auf das familiäre Erinnern durchschlägt, insbesondere auf die wenig informierten Nachgeborenen. Mit Blick auf veränderte Familienstrukturen entwickelt die Autorin weiterführende Perspektiven der Forschung, insbesondere stellt sie den in der Forschung dominierenden Drei-Generationen-Ansatz in Frage. Dass dieser Ansatz durchaus noch forschungstauglich ist, macht dagegen der Beitrag der Kultur-Anthropologin Elisabeth Boesens mit Hilfe einer Fallstudie über das familiäre Gedächtnis luxemburgischer Landwirtsfamilien deutlich. Auf der Grundlage empirischer Untersuchungen der Übertragung materiellen und immateriellen Erbes über die Generationengrenzen hinweg setzt sie sich kritisch mit dem dominierenden Konzept des familiären Gedächtnisses auseinander. Insbesondere verweist sie sicher zu Recht auf die Notwendigkeit einer Reflexion der sozio-kulturellen Bedingungen familiärer Übertragungsprozesse.

Dies zeigt der Beitrag der Historikerin Rita Garstenauer, mit dem die zweite Sektion des Bandes beginnt. Die Autorin untersucht das Verhältnis von öffentlichen und privaten Gegenständen des Gedächtnisses. Ihre historische Fragestellung verfolgte die Autorin nicht nur mit den geschichtswissenschaftlichen Methoden einer quellenkritischen Textinterpretation, sondern auch mittels des philologischen Konzepts „Intertextualität“ und der soziologischen „Interdiskurs“-Konzeption. Dabei analysierte sie einen ebenso umfangreichen wie heterogenen Datenbestand von Selbstzeugnissen, die von Angehörigen der ländlichen Gesellschaft stammen und an der Universität Wien gesammelt wurden. Einem in anderer Hinsicht „peripheren“ Aspekt des kulturellen Gedächtnisses, der schmerzlichen Erinnerung „einfacher Leute“, ist der Beitrag der Anthropologin und Museumswissenschaftlerin Elisabeth Carnegie gewidmet. Zum einen kritisiert die Autorin ihre eigene Untersuchungskategorie, indem sie darauf verweist, dass diese durch öffentliche Repräsentation geschaffen werde. Zum anderen stellt sie die Frage nach den Auswirkungen der von ihr betrachteten Form musealer Ausstellung von Schicksalen identifizierbarer Personen auf deren künftiges Leben. Ebenfalls „periphere“, nämlich arme Waisen in Irland erforschte die Soziologin Delyth Edwards anhand ihrer kulturellen Repräsentationen. Sie widmet sich insbesondere deren Rückwirkung auf das autobiographische Gedächtnis der Betroffenen. Diese Gruppe wurde Gegenstand zahlreicher negativer literarischer und öffentlicher Zuschreibungen und zeichnet sich vor allem durch die Abwesenheit des Gedächtnisses ihrer eigenen biologischen Familien aus. Zugleich geht Edwards der Frage nach, wie dieser Bruch in den Familienerinnerungen der Nachkommen solcher Waisen behandelt wird. Der Frage nach der Verarbeitung des sozialen Wandels angesichts des Niedergangs der luxemburgischen Stahlindustrie in betroffenen Familien geht der Beitrag des Historikers Denis Scuto nach. Dabei kontrastiert der Autor den politischen Diskurs

auf Regierungs-, Partei- und Gewerkschaftsebene mit den privaten Erinnerungsprozessen in den exemplarisch untersuchten Familien. Er kann zeigen, dass die Familiengedächtnisse in besonderer Weise von strukturellen Einflüssen, wie Bildung und sozialer Mobilität, abhängen. Die Distanz zwischen privater, lokaler und politischer Ebene des Erinnerns ist, so Scutos Ergebnis, erheblich.

Der dritte Teil des Bandes analysiert die soziale Verfasstheit von Gedächtnisgemeinschaften. Mit deutlichen inhaltlichen Bezügen zu dem Beitrag Scutos präsentiert der Sozialhistoriker Joseph Maslen das familiäre Gedächtnis einer ausgewählten kommunistischen Familie in Großbritannien. Er macht deutlich, dass es sich hier in einem weiteren Sinne um ein „peripheres“ Erinnern handelt, insofern diese Form des familiären Gedächtnisses erheblich von der dominierenden Deutung der 1960er als einer Phase grundlegenden Wandels abweicht. Maslen kann einen signifikanten Unterschied dieses familiären Gedächtnisses im Vergleich zum kollektiven Gedächtnis der tonangebenden Teile der in den 1940er Jahren geborenen Britinnen und Briten herausarbeiten. Auch die Kulturanthropologin Daniela Koleva arbeitet am Beispiel einer türkisch-bulgarischen Familie erhebliche Unterschiede zwischen öffentlichem und familiärem Gedächtnis heraus. Nicht zuletzt unter Verweis auf geschlechtsspezifische Besonderheiten kommt sie zum Ergebnis, dass das familiäre Gedächtnis zum Austragungsfeld politisch und ethnisch unterschiedlich geprägter Erinnerungsgemeinschaften werden kann, insbesondere entlang der Grenze zwischen den Generationen innerhalb einer Familie. Dabei macht sie deutlich, dass Einzelindividuen aus der familiären Erinnerungstradition ausscheren können. Aus der Perspektive eines jungen Angehörigen einer bosnisch-serbischen Migrantenfamilie in Österreich geht die Soziologin Alena Pfoser dem Einfluss der politisch-historischen Narrative des Einwanderungslandes auf das familiäre Gedächtnis dieser Einwanderer ein. Insbesondere kann sie zeigen, dass über die Schulbildung verschiedene Gedächtnisrahmen zusammenwirken. Sie macht dies unter anderem am Beispiel der Adaption der unhistorischen Legende, dass Österreich das „erste Opfer“ der Expansionspolitik Hitlers gewesen sei, durch einen in Österreich geborenen jungen Mann mit „Migrationshintergrund“ deutlich. Die Ergebnisse einer vergleichenden Studie des Erinnerns der Shoa durch polnische und deutsche Sekundarschülerinnen und -schüler präsentiert schließlich die Pädagogin Jeannette Hoffmann. Dabei kann die Autorin zeigen, dass die literarische Form des kulturellen Gedächtnisses für die Betrachtung dieser Ereignisse aus unterschiedlichen Perspektiven besonders geeignet ist. Als Konsequenz dieser Ergebnisse schlägt sie in Erweiterung des von Aleida und Jan Assmann vorgeschlagenen theoretischen Modells vor, zwischen kulturellem und kommunikativem Gedächtnis eine neue Gedächtniskategorie in sprach-kulturellen und institutionellen Kontexten anzusiedeln.

Insgesamt präsentiert der vorliegende Band ein breites Spektrum von Forschungsansätzen und -ergebnissen. Der den vorliegenden Beiträgen zugrunde liegende Arbeitsstand reicht von Arbeitsproben noch laufender Studien bis zu den Ergebnissen umfangreicher Forschungen, die in der Regel als Doktorarbeiten vorgelegt wurden. Das Buch präsentiert diese Ergebnisse in englischer Sprache und macht sie somit einer besonders großen Leserschaft zugänglich. Ein besonderes Verdienst der Herausgeberinnen und Herausgeber des Bandes besteht darin, dass sie mit

Jan Lohl einen scharfen Kritiker des von ihnen vertretenen Forschungsansatzes zu Wort kommen lassen. Doch bleibt Lohls durchaus einleuchtende Kritik offenbar ohne Folgen für die Arbeit des Luxemburger Forschungsteams. Einer konstruktiven wissenschaftlichen Diskussionskultur ist allerdings allein schon die Tatsache förderlich, dass hier eine Debatte angestoßen wurde. Dies ist, neben den spannenden Ansätzen, Ergebnissen und Perspektiven, die er aufzeigt, eine besondere Stärke dieses insgesamt vorbildlich gestalteten Bandes.

Norbert Franz

Bernard THOMAS, Le Luxembourg dans la ligne de mire de la Westforschung 1931-1940 (Collection de la Fondation Robert Krieps du meilleur mémoire de Master 2), Luxembourg : Éditions d'Letzeburger Land 2011 ; ISBN 978-291 990 805-9 ; 25 €.

Die Studie von Bernhard Thomas über die so genannte „Westforschung“ behandelt das immer wieder aktuelle Problem machtpolitischer Instrumentalisierung und Steuerung von Wissenschaft. Sie beleuchtet die Entwicklungen dieser Forschergruppe von der späten Weimarer Republik bis zur Besetzung Luxemburgs durch die Deutsche Wehrmacht im Jahre 1940. Das vorliegende Buch publiziert die Masterarbeit des Autors, die an der Pariser Sorbonne entstand. Die Studie wurde von Pascal Ory und Peter Schöttler betreut, die beide ausgewiesenen Kenner des Forschungsfeldes sind, in dem sich die Untersuchung bewegt. Da Qualifikationsarbeiten dieser Stufe der universitären Ausbildung üblicherweise nicht veröffentlicht werden, ist der Fondation Robert Krieps sehr zu danken, dass sie Bernard Thomas' Studie in ihre Buchreihe aufgenommen hat, die besonders gut gelungene Masterstudien publiziert.

Die „Westforschung“ wurde getragen von einer Gruppe von Historikern, Geographen, Ethnologen („Volkskundlern“), Archäologen, Sprachwissenschaftlern und Juristen. Sie verband das als „wissenschaftlich“ verstandene Ziel, die Spuren „deutschen Volkstums“ diesseits und jenseits der Westgrenze des Deutschen Reiches aufzuspüren, mit der politischen Zielsetzung, die politische Anbindung dieser Gebiete an Deutschland argumentativ vorzubereiten. Damit bildete die „Westforschung“ ein wesentliches Element der expansiven Strategie der nationalsozialistischen Führung. Luxemburg war für die „Westforschung“ von besonderem Interesse, weil die meisten seiner Einwohner nach den Kriterien der rassistisch-völkischen Ideologie der Nationalsozialisten „Volksdeutsche“ waren. Nach NS-Auffassung gehörten sie damit zur so genannten „Deutschen Volksgemeinschaft“.

Zurecht stellt Thomas die „Westforschung“ und ihre Dachorganisation, die „Westdeutsche Forschungsgemeinschaft“, in den Zusammenhang der fünf weiteren „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“, die sich auf die Grenzgebiete und Nachbarstaaten Deutschlands sowie die deutschen Auswanderer in den Überseegebieten spezialisiert hatten. Wichtige Vertreter der Nord- und Ostdeutschen Forschungsgemeinschaft waren z. B. Hermann Aubin oder Theodor Schieder, die auch noch viele Jahre nach dem Krieg großes Ansehen genossen. Unter der NS-Herrschaft übten die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ erheblichen

Einfluss in der deutschen Wissenschaft aus. Sie überwachten die Einhaltung der Zensurverordnungen, kontrollierten die Vergabe öffentlicher Mittel an die Wissenschaft, waren nachrichtendienstlich aktiv und erstellten landeskundliche Gutachten und Karten, um die völkisch-rassistisch motivierte Siedlungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten zu unterstützen.¹

Das Buch ist in vier Teile gegliedert, die jeweils zwei bis drei Kapitel umfassen. Ein knapper Schlussteil präsentiert die Ergebnisse der Untersuchung und entwirft Perspektiven der Forschung. Der Anhang ist nutzerfreundlich gestaltet. Im Sinne einer klaren Unterscheidung zwischen jener Forschungsliteratur, die als Quelle genutzt wurde, und der eigentlichen Forschungsliteratur führt die Bibliographie ausschließlich wissenschaftliche Arbeiten auf, die nicht den historischen, sondern den heute gültigen Forschungsstand repräsentieren. Nicht zuletzt trägt auch das Verzeichnis der Personennamen zur Leserfreundlichkeit dieses Buches bei.

Der erste Teil stellt die „Westforschung“ im Allgemeinen vor – die handelnden Personen und den politischen Einfluss, dem sie ausgesetzt waren. Die „Westdeutsche Forschungsgemeinschaft“ wurde bereits 1931 als „Rheinische Forschungsgemeinschaft“ gegründet. Zu ihr gehörten, neben dem interdisziplinär ausgerichteten Institut für Geschichtliche Landeskunde der Universität Bonn, das Modellcharakter hatte, zahlreiche andere Hochschulinstitute und Vereinigungen. Zu den „Westforschern“ zählten namhafte Persönlichkeiten, die noch lange nach dem Zweiten Weltkrieg hohes wissenschaftliches Ansehen genossen, wie Franz Steinbach, Franz Petri, Wolfgang von Franqué, Matthias Zender oder Josef Schmithüsen.

Der Autor kann zeigen, dass die „Westforschung“ seit ihren Anfängen in der Weimarer Republik einen politisch-ideologischen Wandlungsprozess durchlief. Vor 1933 war sie von jener völkischen Ideologie geprägt, die seit Jahrzehnten in weiten Teilen der konservativen deutschen Bildungseliten verbreitet war. Gleichzeitig standen namhafte Vertreter dieser Forschergruppe dem politischen Katholizismus nahe. Unter dem Einfluss der Nationalsozialisten wurde die politisch-ideologische Ausrichtung der „Westforscher“ immer stärker durch völkischen Rassismus überformt. Die zahlreichen Gemeinsamkeiten dieser beiden Strömungen begünstigten diese Entwicklung. Darüber hinaus waren die Karriereperspektiven und ideellen Aussichten auf Anerkennung, die ihnen die Zusammenarbeit mit der nationalsozialistischen Führung eröffnete, für die „Westforscher“ ebenso attraktiv wie die finanziellen Angebote der Politik.

Im nächsten Schritt seiner Untersuchung analysiert der Autor die strategischen Ziele der „Westforscher“ in Luxemburg, insbesondere ihren Kampf gegen die Einflüsse der französischen Kultur, die mit dem negativ wertendem Wort „Verwelschung“ bezeichnet wurden. Ihre deutsch-völkische Ideologie wandte sich gegen alles, was sie als „westlich“ und „französisch“ verstanden: Liberalismus, Demokratie, Rationalismus. Sie setzten einem Verständnis von Nation als einer Gemeinschaft, die auf dem politischen Willen ihrer Mitglieder beruht, die rassistisch definierte „Deutsche Volksgemeinschaft“ entgegen. Über die Zugehörigkeit

¹ Michael FAHLBUSCH, Die „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“: Ein Brain-Trust der NS-Volkstumspolitik? <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/BEITRAG/diskusio/nszeit/nszeit12.htm> (Abfrage vom 29.12.2014)

zu dieser „Volksgemeinschaft“ entschieden, den „Westforschern“ zufolge, weniger kulturelle Kriterien oder die Willensbekundungen der Betroffenen als ihre Abstammung und „rassische“ Zugehörigkeit.

Aus dieser Grundhaltung heraus argumentierte die „Westforschung“ gegen die luxemburgische Nationsbildung. Dabei versuchte sie, die Dynamik des luxemburgischen Nationsbildungsprozesses in ihrem Sinne in eine anti-französische Richtung umzulenken. Sie richtete sich an den Leitmotiven Familie, ländliche Bevölkerung und „Rasse“ aus und schöpfte ihre Argumente auch aus der Mittelalterforschung: So deutete die „Westforschung“ archäologisch-anthropologische Befunde als „germanische“ Wurzeln großer Teile der Bevölkerung der Niederlande, Belgiens und Nordfrankreichs. Damit verstieß sie gegen ihren eigenen Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität und stützte argumentativ die nationalsozialistischen Pläne einer Neuordnung Europas nach rassistischen Kriterien unter deutscher Führung.

Im dritten Teil des Buches analysiert der Autor die deutsch-„völkische“ Mission der „Westforscher“ in Luxemburg. Er kann zeigen, dass diese pro-deutsche Propaganda in Luxemburg auf starke Vorbehalte weiter Teile der Bevölkerung stieß. Daher versuchten die „Westforscher“, potenziell oder tatsächlich einflussreiche Luxemburger an sich zu binden. Sie nutzten ihr hohes wissenschaftliches Ansehen und suchten das Gespräch mit angesehenen Partnern in Luxemburg. Dabei erleichterte die Nähe zahlreicher „Westforscher“ zum politischen Katholizismus die Zusammenarbeit mit luxemburgischen Historikern, wie Camille Wampach, erheblich.

Im letzten Schritt seiner Studie untersucht Bernard Thomas den Einfluss der „Westforschung“ auf luxemburgische Wissenschaftler. Zunächst analysiert er das Wirken der luxemburgischen Hochschullehrer an der Universität Bonn, dann die Versuche, diese Forscher in die „Westforschung“ einzubinden. Schließlich gelangt der Autor zu dem Phänomen einer Instrumentalisierung völkischer Ideologie durch Akteure der luxemburgischen Nationsbildung gegen die Westforschung: eine Opposition durch Imitation also. Mit Nicolas Margue argumentierte ein einflussreicher Vertreter der politischen Elite Luxemburgs gegen die Deutungen der „Westforscher“. Im Sinne einer luxemburgischen Nationsbildung wandte er sich entschieden gegen die Vereinnahmung des Großteils der luxemburgischen Bevölkerung als „volksdeutsche“ Teile der „deutschen Volksgemeinschaft“. Aufgrund dieser Position wurden Margue und seine Familie wenig später zu Opfern nationalsozialistischer Verfolgung. Der Autor kann zeigen, dass in dieser Zeit allerdings auch bei den politisch-historischen Debatten um die luxemburgische Nation völkische Argumentationsmuster wirkten. Über die Betonung des Abstammungsprinzips fanden sie auch Eingang in die luxemburgische Einbürgerungsgesetzgebung der 1930^{er} bis 1970^{er} Jahre.

Grundsätzlich hilfreich sind die Übersetzungen der deutsch sprachigen Quellenzitate, doch nehmen sie allzu breiten Raum ein, zumal die Originaltexte in Fußnoten abgedruckt sind. Auch die Tatsache, dass resümierende Abschnitte am Ende der einzelnen Teile teilweise nahezu wörtlich im Schlussteil der Arbeit wiederholt werden (z. B. S. 163 und 242), bläht den Umfang der Studie unnötig auf. Hier wäre Thesenbildung auf einem höheren Abstraktionsniveau möglich gewesen.

Doch insgesamt schließt sich der Rezensent nachdrücklich der Leseempfehlung Denis Scutos in seinem Vorwort zu Bernard Thomas Studie an: Diese Arbeit geht nach Anspruch, empirischer Substanz und Theoriebildung weit über die Anforderungen an eine Masterarbeit hinaus. Ihr Autor reflektiert die aktuellen Debatten der internationalen und nationalen Forschung zur Nationsbildung und zum Verhältnis von Politik und Wissenschaft. Er macht an einem extremen Beispiel deutlich, wie wichtig wissenschaftliche Argumente für politische Debatten sind und welchen großen Einfluss politische Positionen auf wissenschaftliche Argumentation haben können. Am Beispiel der „Westforscher“ und ihrer Gegner in Luxemburg zeigt er aber auch, wie schwer gerade in der Nationsbildungsforschung eine Theoriebildung zu verwirklichen ist, die unabhängig von der politischen Position der Forschenden nachvollziehbar argumentiert. Diesen Anspruch hat Max Weber mit der Forderung einer „Werturteilsfreiheit“ des wissenschaftlichen Erkenntniswegs verbunden – und davon waren die „Westforscher“ ebenso weit entfernt wie ihre Gegner. Da er sich auch mit neueren Forschungspositionen auseinandergesetzt hat – insbesondere mit jenen der Forschungsgruppe um Michel Margue¹ – macht Bernard Thomas aber auch sehr deutlich, wie weit sich die transnationale Luxemburgforschung von den völkischen und völkisch-rassistischen Positionen ihrer Vorgänger entfernt hat. Trotz dieser Fortschritte in der Nationsbildungsforschung ist objektivierbare Argumentation als besondere Qualität wissenschaftlicher Erkenntnis gerade bei besonders brisanten Themen noch immer gefährdet. Wissenschaftsfreiheit ist kein Selbstläufer, sondern muss in Öffentlichkeit, Politik und Wissenschaft immer wieder als Grundrecht erkannt und durchgesetzt werden – auch unter demokratischen Vorzeichen.

Norbert Franz

LHCEENTENAIRE, Luxembourg 2012.

Pour fêter son centenaire en 2011 le Lycée Hubert Clément d’Esch-sur-Alzette a édité un volume digne de ce siècle qui a marqué l’histoire du Luxembourg. De nombreuses photos et des films sont reproduits sur un DVD ajouté en fin de volume.

Si ce volume est édité à l’occasion du centenaire du LHCE, il faut constater qu’il ne se limite point à écrire l’histoire de ce siècle, c’est aussi un livre qui montre le lycée tel qu’il existe et vit aujourd’hui.

Néanmoins le regard vers le passé marque une grande partie du livre. Témoignages (pp. 23-52) et portraits (pp. 57-66) présentent professeurs et souvenirs d’anciens élèves. Le chapitre « Histoire » (pp. 71-180) constitue évidemment la pièce maîtresse du livre. Fernand Faber et Marc Lentz livrent un aperçu chronologique des événements qui ont marqué l’histoire du LHCE de 1911 à 2011. Georges Buchler pour sa part a fouiné dans les « archives » du lycée et a découvert un certain nombre de dossiers relatifs à la période de l’occupation. Sur la base des documents

¹ Pit PÉPORTÉ, Sonja KMEC, Benoît MAJERUS, Michel MARGUE, *Inventing Luxembourg. Representations of the Past, Space and Language from the Nineteenth to the Twenty-First Century* (National Cultivation of Culture, 1), Leiden/Boston: Brill, 2010.

retrouvés il développe l'histoire de la germanisation et de la nazification du Lycée de jeunes filles d'Esch. De nombreux documents reproduits et épaulés d'extraits de la presse de l'époque permettent de faire vivre au lecteur l'atmosphère qui a régné de 1940 à 1942 au lycée. Des listes de professeurs déplacés et renvoyés, des élèves renvoyées pour raisons politiques et d'anciennes élèves juives victimes de la Shoah terminent ce récit émouvant. Danielle Kass a épluché les « Livres de classe » conservés au grenier du LHCE et décrit l'évolution de la vie scolaire sur base des inscriptions qu'on y trouve. Paul Lafontaine replace les festivités de 2011 dans leur cadre historique en dressant une chronique (subjective) d'événements politiques et culturels du monde de 1911.

Sous la rubrique « Défis » (pp. 185-210) plusieurs approches sur la mixité dans l'enseignement luxembourgeois tentent de faire le tour de la loi de 1968. Les « activités » du LHCE (pp. 215-252) sont multiples : groupe théâtral Namasté, poetry factory, l'amicale du LHCE, les voyages éducatifs à Auschwitz, le concours boursier, les stages écologiques à Vlieland, le sport parascolaire, la European Union Science Olympiad, les Olympiades de mathématiques, le projet « Erzéiung ouni Grenzen » et les classes neige soulignent ces activités qui dépassent de loin le simple cadre de l'enseignement secondaire. Direction et professeurs y étaient et sont engagés entraînant de nombreux élèves intéressés vers des activités au-delà de la salle de classe. Le centenaire du LHCE est également l'occasion pour continuer à s'intéresser aux agrandissements et modernisations depuis 2009 (piscine et rénovation complète de l'ancien bâtiment en projet).

Le volume se termine par des listes complètes des directeurs et professeurs ainsi que du personnel technique qui ont fait fonctionner ce lycée et qui ont amené de très nombreux élèves à leur certificat de fin d'études secondaires. Leurs listes nominales couronnent les efforts de l'enseignement prodigué ici.

Un beau volume s'ajoute ainsi aux publications éditées à l'occasion des 50^e et 75^e anniversaires du LHCE.

Paul Dostert

LIVRES REÇUS À LA RÉDACTION / EINGEGANGENE BÜCHER

Galerie (Revue culturelle et pédagogique) 31 (2013) n° 3 et 4; 32 (2014), n° 1 et 2

Martelange-Bastogne-Houffalize. Noël 1944. La bataille vue du ciel, Bastogne: Musée en Piconrue, 2014

Fundstücke. Archiv-Forschung-Literatur / Trouvailles. Archives-Recherche-Lettres, éd. p. Claude D. Conter, Mersch : Centre national de littérature, 2014